

Abonnements-Bedingungen:
Wochenpreis 2.25 RM, monatlich 1.10 RM,
jährlich 13.20 RM, frei ins Haus.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
Beträgt für die sechsgehaltene Kolonne
auf 10 Zeilen 100 Pfennig.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 29. Juni 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Der österreichische Thronfolger und seine Frau erschossen!

Bomben- und Pistolen-Attentate serbischer Nationalisten in Serajewo. — Die Täter verhaftet.

Serajewo, 28. Juni. Während der
Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand
mit der Herzogin von Hohenberg heute
vormittag durch die Straßen der Stadt fuhr,

Serajewo, 28. Juni. Als der Thronfolger
Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner
Gemahlin, der Herzogin von Hohenberg, sich
heute vormittag zum Empfang in das Rathaus
begab, wurde gegen das Automobil eine
Bombe geschleudert, die der Erzherzog
mit dem Arme zurückstieß.

Nach dem festlichen Empfange im Rathaus
schickte der Thronfolger mit seiner Gemahlin
die Rundfahrt fort. Ein Gymnasiast der
achten Klasse namens Princip aus Gra-
hovo feuerte aus einer Browningpistole mehrere
Schüsse auf das erzherzogliche Automobil ab.

Ueberraschung und Grauen, Unwille über die
Sinnlosigkeit solch individueller Gewalttat, die auch die Frau
des erschuten Opfers nicht verschont, weckt die Kunde dieser
grausamen Tat. Und dann denken wir an den greisen Mann,
der auf dem alten vermodernden Kaiserthron sitzt, der eben
erst schwere Krankheit überwunden hat.

Noch fehlen die Einzelheiten, die ein abschließendes
Urteil ermöglichen; doch sind die Motive der Täter leicht zu
erklären, und die Todeschüsse knallen den Regierungen
Oesterreich-Ungarns eine furchtbare Warnung ins Ohr.

Der österreichische Thronfolger hat in den letzten Jahren
oft genug in die politischen Ereignisse eingegriffen, um ein
Urteil über seine politische Haltung zu ermöglichen. Er galt
als unbedingter Vertreter des Alerikalismus. Er betonte nach
außen nicht nur sehr stark seine persönliche Frömmigkeit, son-
dern trat auch als Schützer und Förderer der klerikalen Ver-
eine öffentlich hervor.

Politik, die Bed wenigstens versucht hatte. Das Ministerium
Stürgkh, das das Parlament zugrunde gerichtet hat und ab-
solutistisch mit dem Paragraph 14 wirtschaftet, galt vor allem
als sein Werk.

War Franz Ferdinand so die Hoffnung aller Reaktionäre
in der inneren Politik, so war er zugleich der Träger des so-
genannten österreichischen Imperialismus. Unablässig betrieb
er die Vermehrungen der Rüstungen und besonders auf die
Schaffung einer starken Flotte war sein Ehrgeiz gerichtet.

Die reaktionäre österreichische Regierungspolitik kann
mit dem Lebensproblem Oesterreichs, der Nationalitäten-
frage, nicht fertig werden. Die Unterdrückung der Nationali-
täten ist die eigentliche Ursache der immerwährenden öster-
reichischen Krise. Nur ein völliger Bruch mit dem bisherigen
Regierungssystem, die Gewährung völliger demokratischer
nationaler Selbstverwaltung könnte den österreichischen
Staat retten, wenn es für diesen überlebten Nationalitäten-
zwangsstaat überhaupt noch eine Rettung gibt.

So fällt Franz Ferdinand als Opfer
eines falschen überlebten Systems, dessen sicht-
barster Träger er war. Er fällt, aber man muß fürchten, daß
er in jedem Sinne nutzlos und sinnlos geopfert
worden ist. Denn so schrill diese Schüsse auch knatterten, sie
werden von denen, die sie hören mußten, kaum gehört werden.

Wenn dem aber so ist, wenn dieses Attentat die ent-
scheidende Krise vor Europa enthüllt, in der sich dieser Staat be-
findet, der zerrissen ist und zerspalten in allen seinen aus-
einanderstrebenden Teilen, dem nichts gemeinsam ist, als die
schon zermürbten Mittel der Unterdrückung, dann bedeutet das
große Ereignis von Serajewo auch für uns eine ernste
Warnung. Allzu sehr hat eine stümperhafte Politik die
Geschicke unseres Volkes mit denen Oesterreichs verknüpft.

Grundlage der ganzen auswärtigen Politik gemacht worden.
Aber immer mehr erweist es sich nicht als eine Quelle der
Stärkung, sondern als eine Quelle der Schwäche. Das Pro-
blem Oesterreich erhebt sich immer drohender zu einer
Gefahr für den Frieden Europas. Soll diese Ge-
fahr nicht zur fürchterlichen Wirklichkeit werden, so müssen
wir mit aller Kraft trachten, mit Frankreich und Eng-
land in freundschaftliches Einvernehmen zu
gelangen. Die osteuropäische Gefahr kann nur
durch die westeuropäische Verständigung
überwunden werden.

Auch für Deutschland bedeuten die Schüsse von Serajewo
eine ernste Warnung!

Das Attentat.

Die nationalistischen Motive.

Serajewo, 28. Juni. Der Attentäter Gavrilo Prin-
cip ist 19 Jahre alt und aus Gradowo im Bezirk Lino gebürtig.
Er gab bei seinem Verhör an, schon lange die Absicht gehabt zu
haben, irgendeine hohe Person

aus nationalistischen Motiven

zu töten. Er habe heute auf die Bocheifahrt des Erzherzogs auf
dem Appel-Quai gewartet, und als das Automobil auf der Rückkehr
beim Einbiegen vom Rathaus in die Franz-Joseph-Gasse die Fahrt
verlangsamte, den Anschlag ausgeführt. Einen Moment
habe er gezögert, da auch die Herzogin von Hohenberg
sich im Automobil befand, dann aber rasch zwei Schüsse abgebe-
n. Er leugnet, Komplizen gehabt zu haben.

Auch der 21jährige Typograph Nedeljko Gabri-
lovic, dessen Bombenanschlag mißlungen ist, erklärte, keinen
Komplizen gehabt zu haben. Er trug beim Verhör ein sehr
anrüchliches Wesen zur Schau. Gabrilovic war nach dem Attentat
in den Niljadastuh gesprungen und suchte zu entweichen. Wacheleute
und Personen aus dem Publikum sprangen ihm jedoch nach und
nahmen ihn fest. Wenige Schritte vom Schauplatz des zweiten
Attentats wurde eine unwirksam gebliebene Bombe
aufgefunden. Sie dürfte von einem

dritten Attentäter

weggeworfen worden sein, nachdem er gesehen hatte, daß der
Anschlag Principis gelungen war. Der Attentäter Princip hat
längere Zeit in Belgrad studiert. Gabrilovic erklärte bei seinem
Verhör, die Bombe von einem Anarchisten in Belgrad,
dessen Namen er nicht kenne, erhalten (?) zu haben.

Das Bombenattentat.

Wien, 28. Juni. Heute vormittag um 10 Uhr traf das
erzherzogliche Paar aus Trieste in Serajewo ein, wo ein groß-
artiger Empfang vorbereitet war. Unweit des Bahnhofs
wurde die Bombe geworfen, von der der Thronfolger und
seine Gemahlin noch verschont blieben, durch welche elf
Personen aus dem Publikum, davon sechs schwer und
fünf leicht verletzt wurden. Die beiden Offi-
ziere des Gefolges sollen schwer verletzt sein. Trotz-
dem fuhr das Erzherzogpaar nach dem Rathaus weiter.
Nach dem Verlassen des Rathauses sollen sie beabsichtigt
haben, den Verletzten einen Besuch abzustatten. Am Haupt-
platz von Serajewo sprang plötzlich ein junger, gut geklei-
deter Mann aus dem Publikum hervor und gab auf das er-
zherzogliche Paar zwei Schüsse ab, von denen der eine den
Erzherzog-Thronfolger nahe der Schläfe, der andere
die Herzogin von Hohenberg in den Unterleib traf.
Das Automobil setzte die Fahrt nach dem Konak in beschleunig-
tem Tempo fort. Hier waren sofort Ärzte zur Stelle; doch
war jegliche Hilfeleistung unmöglich. Gleich nach dem Ein-
treffen im Konak verschieden der Erzherzog-Thronfolger
und seine Gemahlin.

Weitere Einzelheiten.

Wien, 28. Juni. Die „Neue Freie Presse“ bringt folgende
Einzelheiten über die erschütternde Tragödie in Serajewo:
Nach dem ersten Attentat, bei dem der Flügeladjutant Oberleutnant
v. Werrizzi am Dalse verwundet wurde, ließ der Erzherzog
das Automobil halten. Nachdem er erfahren hatte, um was es sich
handelte, fuhr er nach dem Rathaus. Dort erwarteten ihn die Ge-
meinderäte mit dem Bürgermeister an der Spitze. Der Bürger-
meister, da kommt man nach Serajewo, um einen Besuch zu machen,
und man wirft auf einen Bomben. Das ist em-
pörend! Nach einer Pause sagte er: „So, jetzt können Sie
sprechen.“ Der Bürgermeister hielt dann eine Ansprache an den
Erzherzog, der hierauf erwiderte. Das Publikum, das inzwischen
von dem Attentat erfahren hatte, brach in begeisterte Jubelrufe auf
den Erzherzog aus. Nach der Besichtigung des Rathauses, die eine

halbe Stunde dauerte, Wollte der Erzherzog in das Garnison-lazarett fahren, um den verwundeten Oberleutnant zu besuchen. Als der Erzherzog an der Ecke der Franz-Josef-Gasse und der Rudolf-Gasse angelangt war, wurde auf ihn in rascher Aufeinanderfolge von einem Individuum, namens Gavriela Princip — beide Attentäter sind Serben — zwei Revolvergeschosse abgegeben. Der erste Schuß, welcher durch das Automobil durchging, durchbohrte die rechte Bauchseite der Herzogin, der zweite Schuß traf den Erzherzog neben der Kehle und durchbohrte die Halsschlagader. Die Herzogin war sofort bewußtlos und fiel dem Erzherzog in den Schoß. Der Erzherzog verlor nach einigen Sekunden das Bewußtsein. Das Automobil fuhr in den Kanal. Im Kanal leisteten Oberstabsarzt Wolfgang und Regimentsarzt Bayer die erste Hilfe, doch gaben der Erzherzog und die Herzogin von Hohenberg keine Lebenszeichen mehr von sich. Der Spitalkommandant Oberstabsarzt Arnstein stellte den Eintritt des Todes fest. Darauf wurde seitens der Zivil- und Militärbehörden der Totbestand aufgenommen.

Die Bombe.

Serajewo, 28. Juni. Zu dem ersten Anschlag wird noch gemeldet: Die Bombe war eine sogenannte Flaschenbombe, mit Nägeln und gehacktem Blei gefüllt. Die Explosion war von großer Heftigkeit. In einem in der Nähe befindlichen Geschäftsladen wurden die eisernen Rolläden an mehreren Stellen durchschlagen. Es wurden etwa 20 Personen zum Teil leicht verletzt. Im Laufe des Nachmittags meldete sich noch eine Reihe weiterer Personen, meist mit geringfügigen Verletzungen. Ein Beamter der Landesregierung, namens Reich, hat schwere Verletzungen durch Sprengstücke an den Beinen erlitten.

Panik in Serajewo.

Serajewo, 28. Juni. Das doppelte Attentat mit seinen traurigen Folgen hat mit jähem Schlage die Festesfreude, in der sich die Bevölkerung der Stadt befand, in die unbeschreiblichste Bestürzung und Verwirrung verwandelt. Eine allgemeine Panik hat eingekehrt. Auch die Behörden verloren vollständig den Kopf. Die Polizeibehörde und die Gendarmen gingen nach dem Attentat mit der größten Energie gegen die in den Straßen befindliche Zuschauermenge vor. Alles versuchte von dem Appellplatz, wo sich das Attentat ereignete, in die Seitenstraßen zu entweichen. Die Menge stautete sich jedoch und eine große Anzahl von Leuten wurde zu Boden gerissen und verletzt.

Verhaftungen.

Serajewo, 28. Juni. Die Straßen sind wie ausgestorben. Militärpatrouillen mit aufgeschlagenem Seitengewehr und scharf geladenen Gewehren durchziehen die Stadt. Die serbischen Klubs wurden geschlossen und eine große Anzahl von Verhaftungen wurden vorgenommen. Die Attentäter kennen sich nicht; die Polizei glaubt jedoch, daß beide Mitglieder von groß-serbischen Kampforganisationen sind.

Die Mitteilung an den Kaiser.

Wien, 28. Juni. Der Kaiser wurde sofort von dem Ableben des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin verständigt. Als ihm die Nachricht mitgeteilt wurde, weinte er und brach in die Worte aus: „Entsetzlich! Entsetzlich! Auf dieser Welt ist mir nichts eripart geblieben.“ Er zog sich tief erschüttert in seine Zimmer zurück und befahl, die Dispositionen für die Rückreise nach Schönbrunn zu treffen. Die Beerdigung und Teilnahme der Bevölkerung gibt sich hier in besondere Weise kund.

Die Nachricht in Wien.

Wien, 28. Juni. In den ersten Nachmittagsstunden verbreiteten sich die Gerüchte von einem in Serajewo erfolgten Attentat auf den Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Gemahlin, welche gegen 3 Uhr nachmittags ihre offizielle Bestätigung fanden. Die erschütternde Nachricht wurde alsbald durch Extrablätter in der ganzen Stadt bekanntgemacht. Überall, wo Festlichkeiten stattfanden, wurden dieselben sofort abgebrochen. Allgemein herrscht die größte Bestürzung, die auch in den aus den Provinzen einlaufenden Meldungen zum Ausdruck kommt.

Die Thronfolge.

Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Ungarn war der älteste Sohn aus der zweiten Ehe des verstorbenen Erzherzogs Karl Ludwig, des Bruders des Kaisers. Er war geboren am 18. Dezember 1863 in Graz und war am

1. Juli 1900 morganatisch vermählt mit Sophie Gräfin Chotek, Herzogin von Hohenberg, geboren 1. März 1868. Durch den Tod seines Onkels ist Erzherzog Karl Franz Joseph plötzlich zum Thronfolger der Donau-Monarchie berufen worden. Er steht im 27. Lebensjahre. Seit dem 21. Oktober 1911 ist er mit der Prinzessin Zita von Parma vermählt. Der Ehe ist ein Sohn entsprossen, der kleine Erzherzog Franz Joseph Otto, der am 20. November 1912 geboren wurde. Der neue Thronfolger ist der Sohn des verstorbenen Erzherzogs Otto und dessen Gemahlin der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen.

Wie man die Soldatenschinder bekämpft.

Daß in unserer glorreichen Kriegsheer die Mannschaften gemißhandelt werden, oder, genauer gesagt, daß nicht bloß gelegentlich, sondern unausgesetzt Mißhandlungen vorkommen, das hat der derzeitige Kriegsminister selber eingestanden. Wers nicht glaubt, lese das amtliche Protokoll der 250. Reichstags-sitzung vom 6. Mai 1914 nach, dort wird er es bestätigt finden. Und daß gegen diese fortgesetzten Soldatenschinderereien kräftig vorgegangen wird, das hat uns derselbe Herr Kriegsminister in der gleichen Sitzung gar brünstig beteuert.

Noch kräftiger aber als gegen die Soldatenschinder geht man zuweilen gegen die vor, die gegen die Soldatenschinder vorgehen! Das hat am eigenen Leibe der durch den jetzigen Thronwechsel in Meiningen zum Herzog dieses kleinen Ländchens aufgestiegene Erbprinz erfahren. Er ist der Schwager des deutschen Kaisers und war einst der Kommandeur des 6. Jägerkorps in Breslau. Außerdem verfügt er über eine klassische Bildung, die für jeden anderen Menschen schon höchst ehrenwert wäre, für einen deutschen Prinzen aber direkt märchenhaft ist. In böhmischen Arceffen, wo man fröhlich nach Herrn v. Falkenhayns Parole lebt: „Uns kann die ganze Kultur festhalten werden“, mokierte man sich reichlich über Bernhard von Meiningen und nannte ihn spöttisch den „Gelehrten“. Allein Bernhard war kein „Gelehrter“ von der Rasse der Stubenhocker und wenn er es für nötig hielt, griff er auch mal kräftig durch. So auch einmal in der Frage der Soldatenschinder. Aber hierbei zog er den Kürzeren. Wosoch ließ sich ungekräftigt auch nicht von einem Schwager des Kaisers und einem kommandierenden General am Vortzupfen. Bei seinem Kampfe gegen die Soldatenschinder flog Bernhard in den Sand. Er mußte den harten Rod ausziehen und konnte darüber philosophische Betrachtungen anstellen, daß man alles mit Mahen treiben soll, auch den Kampf gegen die Soldatenschinder.

Schon am 6. Februar 1890 hatte Wilhelm II. eine außerordentliche Zunahme der Soldatenschinderereien festgestellt. Er verlangte eine unbedingte Verurteilung der uniformierten Verbrecher und machte die Vorgesetzten für die fortgesetzten Qualereien und systematischen Mißhandlungen verantwortlich. Wie sich von selbst versteht, blieb dieser Erlaß des obersten Kriegsherrn ohne jede Wirkung. Es wurde sogar immer schlimmer! Noch einem reichlichen Jahrzehnt mußte man feststellen, daß in der Armee die Soldatenschinder immer frecher ihr Unwesen trieben, daß die Mißhandlungen nicht ab-, sondern zugenommen hatten. Da ereignete sich im Jahre 1903 im Bezirk des 6. Korps eine jener typischen Soldatentragödien. Der Kanonier Heinrich in Breslau wurde von seinem Unteroffizier bis aufs Blut gequält, so daß er sich das Leben nahm. Der Unteroffizier kam wie üblich mit einer sehr gelinden Strafe davon. Diesen Vorfall nahm der kommandierende General Bernhard von Meiningen zum Anlaß, in einem Korpsbefehl gegen die Soldatenschinder vorzugehen. Es entsprache keineswegs den Wünschen der Vorgesetzten, wenn sich die Soldaten eine ehrenrührige Behandlung gefallen lassen und dazu noch schweigen. Gerade durch ihr Schweigen provozieren die Mannschaften die Mißhandlungen, sie sollten jede derartige Qualerei unbedingt zur Meldung bringen. Da aber der General seine Pappenheimer kannte, so fügte er die Weisung hinzu, daß jede Beschwerde über erlittene Mißhandlungen sofort dem Korpskommando zu melden sei, damit dieses die eventuelle Verletzung des Beschwerdeführers in einen anderen Truppenteil verlegen könne. Dieser Erlaß sei sämtlichen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften jährlich mindestens dreimal vorzulesen und die Mannschaften seien immer wieder, besonders in den Instruktionsstunden, auf ihre Pflicht hinzuweisen, Mißhandlungen zu meiden.

Und was geschah? Ein paar Wochen später erhielt Bernhard von seinem Schwager die Aufforderung, seinen Erlaß sofort zurückzunehmen, worauf Bernhard die Brosche hinstellte und sich den Jähzorn aufsetzte. Er hatte sich den Kampf gegen die Soldatenschinder anders vorgestellt.

Und warum sollte der Erlaß zurückgezogen werden? Ist der Kampf gegen die Mißhandlungen nicht von Wilhelm selber als die dringendste Pflicht der Gegenwart bezeichnet worden, ebenso dringend wie die Reform des preussischen Wahlrechts? Gewiß doch! Versteht sich! Aber wer wird denn gleich so derb zugreifen! Natürlich! Zunächst, so suchte man später offiziös den Ausschmitt Bernhard zu beschönigen, sei es unerträglich für die preussische Disziplin, daß der Erlaß auch den Mannschaften vorgelesen werden sollte. Er dürfte nur den Offizieren vorgelesen werden, und diese sollten dann die Mannschaften „in diesem Sinne“ instruieren. Sodann aber, und das war das schwerste Verbrechen, war der Erlaß an die Öffentlichkeit gekommen, wofür freilich der standhafte Prinz nichts konnte.

Der ganze Dünkel der Offizierskaste und zugleich das ganze Elend unserer politischen Verhältnisse sprach aus diesem offiziellen Schwach. Die „Öffentlichkeit“, das heißt doch wohl das deutsche Volk, wird vom Militarismus behandelt wie der Erbfeind, dem man jede Kenntnis des militärischen Lebens und seiner internen Vorgänge abzuschneiden sucht. Man behandelt das Heer der allgemeinen Wehrpflicht heute noch so, wie die preussischen Despoten einst ihre Söldnerheere behandelten, als nach dem Worte Rüstow in der Zusammensetzung der Mannschaft das Strohrentum überwog und auch als Offiziere nur Stroche brauchbar waren. Das Heer gilt als Privateigentum des Königs, und wie in diesem Heere die Pest der Soldatenschinder bekämpft wird, das ist lediglich Sache der Heredesleitung. Die Nation hat sich darum nicht zu kümmern. Das ganze aber nennt man in Preußen: „Volkshoer“!

Und dann das Verbrechen, den Mannschaften den Erlaß selber vorlesen zu lassen! Bismarck würden sie dadurch aufgereizt, sich die Schinderereien nicht wie bisher schweigend gefallen zu lassen. Schließlich bekämen die „Kerls“ noch den Eindruck, daß sie nicht bloß Objekt, sondern auch Subjekt beim preussischen Kommiss sind, daß sie Rechte haben, und Staatsbürger bleiben auch im Waffenrock. Das aber rüttelt an dem Fundament des heutigen Heersystems, an die Kadaverdisziplin. Deswegen mußte Bernhard schnell verschwinden und sein Erlaß mit ihm. Lieber den Soldatenschindern Tausende armer mehrloser Opfer darbringen, als das Kadavergefühl der „Kerls“ zu lockern.

Eine glänzendere Satire gegen die Soldatenschinder konnte es nicht geben, als es die Ergebnisse Bernhards von Meiningen als kommandierenden General darstellten. Dabei hätte auch die fruchtlose Durchführung seines Erlasses selbstredend noch lange nicht die Mißhandlungen zum Verschwinden gebracht. Dazu ist das heutige Militärsystem überhaupt unfähig. Wohl aber hätte er sie vielleicht ein wenig verringert. Aber selbst das ist dem heutigen System unmöglich. So bleibt denn dem Militarismus nichts übrig als ein bißes Plappern gegen die Soldatenschinder, seit Jahrzehnten immer wieder dieselben ranzigen Pfaffen, und Arminialprozesse gegen jeden, der an den Ernst dieses heiteren Feldzuges gegen die Soldatenschinder zweifelt.

Politische Uebersicht.

Die neue Marinevorlage.

Die von einer Zentrumskorrespondenz gebrachte Meldung, es sei eine neue Marinevorlage in Vorbereitung, wird in einem halbamtlichen „Dementi“ bestätigt. Der „Berliner Lokalanzeiger“ schreibt: von der Vorbereitung für eine Flottenvorlage könne keine Rede sein, aber:

„Zur Durchführung der im Flottengesetz vorgesehenen planmäßigen Instandhaltungen, im besonderen der Auslandschiffe, im Rahmen dieses Gesetzes und mit vorhandenen Schiffen ist — wie bereits seit längerer Zeit bekannt ist — noch eine Anzahl Schiffe vermehrt erforderlich. Auf die Notwendigkeit einer baldigen Vermehrung der im Auslande befindlichen Schiffe hat Großadmiral v. Tirpitz bereits im letzten Reichstage hingewiesen.“

Also die Flottenvorlage kommt. Welche Kosten sie erfordern wird, werden wir auch noch erfahren. Reichstag hilf! Die „Germania“ bemerkt zu dem Dementi: „Etwas Wahres ist also doch an der Korrespondenznachricht, die wir gestern wiedergegeben haben: Es steht jetzt schon nicht nur eine Mannschäftsvermehrung, sondern auch eine Vermehrung

Strategie gegen den inneren Feind.

Oberleutnant Kurt Koehler, kommandiert zum Großen Generalstab der Armee, hatte Besuch. Sein Spezi von der Kadettenanstalt, der gleichzeitig mit ihm den Sprung aus der Groß-Lichterfelder Selekta in ein Regiment seiner Majestät gemacht hatte, war zu einer Plauderstunde gekommen. Auch Erich Better hatte die breiten formlosen Streifen an seiner Hose. Aber die gelben Knöpfe seiner Pletts kündeten seine Zugehörigkeit zum Kriegsministerium an. Nach fast zwölfjährigem Frontdienst in verschiedenen Garnisonen hatten sich die beiden Freunde in Berlin wieder gefunden. Sie waren beide eifrig, für ihren Beruf begeisterte Offiziere, die ob ihrer „Büffelei“ oft von den Kameraden im Kasino aufgezogen waren. Aber sie wollten beide heraus aus der Offensivtour. Ueber die Kriegsalademie hinweg hatte sie ihr Schicksal in die vielbegehrten Kommandos zum Generalstab und zum Kriegsministerium und somit auf die Stufe der höheren Macht getragen.

Die beiden angehenden Feldherren hatten es sich in dem großen Arbeitszimmer Kurt Koehlers bequem gemacht. Der Bursche hatte Wisky und Selters, sowie Zigaretten und Zigaretten auf ein Tischchen zwischen die Klubstühle gestellt.

„Na, Ihr in Eurer Mobilmachungsabteilung seid wohl sehr mächtig im Druck?“, sagte Erich Better, lehnte sich beaglich im Sessel zurück und blickte lachend den Rauch seiner Zigarette von sich.

„Wie?“ fragte der Generalstabler etwas erstaunt.

„Nun, Ihr müßt doch jetzt die ganzen Mobilmachungspläne gegen den verachteten Willen des Gegners über den Haufen werfen. Das 12. und das 19. Armeekorps scheiden doch jetzt aus Euren Kalkulationen für den Aufmarsch an der Ostfront aus, nachdem der sächsische Kriegsherr bei seinem Besuche im Quiklande sich so mächtig beim Selbstherrscher aller Neuen angebeudert hat.“

Koehler lachte. „Na, wenn wir unsere Rüstungs- und Mobilisierungsarbeiten nach den fürstlichen Besuchen, Tafelreden, Trinkreden und Telegrammen orientieren wollten, wären wir nicht schlecht aufgeschmissen. Das ist doch nur Futter für die Zeitungsreißer. Du weißt ja, daß unsere Aufmarschpläne für die Ost- und für die Westfront so tadellos auf dem Laufenden gehalten werden und daß unsere Arbeit nicht davon berührt wird, wenn irgend ein Potental in Gefühlsstößen schwelgt. Im übrigen habe

ich mich ja jetzt um andere Dinge zu kümmern, seit ich in das Dezernat für die innere Mobilmachung gekommen bin.“

„Ja“, meinte Better, „darüber wollte ich mit Dir mal reden. Es trifft sich doch eigentlich sehr, daß Du in dies Ressort gestiegen bist und ich der Presseabteilung im Kriegsministerium zugewiesen bin. Spezialauftrag: sozialistische Presse durchstöbern. Habe da einen genialen Gedanken geblut: Wie wäre es, wenn wir uns beide gemeinsam an die Ausarbeitung einer Denkschrift, geheim naturgemäß, machten: „Politische, strategische und taktische Aufgaben der Armee in Aufbruchzeiten“ oder so ähnlich.“

Der Generalstabler sah den Kameraden etwas unsicher an. „Kannst Du wieder einen von Deinen faulen Wigen?“

„Rein“, versicherte Better, „ich meine es bitterernst. Die Konjunktur ist gut. Das Massenstreitgespräch der roten wird jetzt auf höhere Anweisung bei uns in der Presseabteilung ganz besonders scharf unter die Lupe genommen.“

„Bei uns wird dieser Kummel auch sehr ernst genommen“, unterbrach Koehler. „Wir sind seit einiger Zeit feste dabei, alle Pläne über Truppenbeförderung und Truppenverwendung in Zeiten des Belagerungszustandes genau nachzuprüfen oder zu ergänzen. Vor einigen Tagen sind Berichte unserer Geheimagenten aus Italien gekommen über die Verwendung der Armee beim letzten Generalstreik. Jetzt heißt es, aus den Vorgängen da unten die Augenwendung für uns zu ziehen.“

„Na, da kann man höchstens lernen, wie es nicht gemacht werden darf“, sagte Better lachend. „Kannst Du Dir vorstellen, daß ein königlich preussischer Generalmajor mit seinem Stabe sich einfach von einer Bande rebellischer Arbeiter gefangen nehmen läßt und ihnen seinen Heldenschwert ausliefern, wie es der General Aglardi im Maffaronlande getan hat? Oder daß ein preussischer Oberst die auffässige Bande mit seinen Kerls fraternisieren läßt, wie es in der Romagna, da man ein bißchen Republik spielen wollte, vorgekommen ist?“

„Rein, so was wird es bei uns sicherlich nicht geben“, entgegnete Koehler. „Gerade die skandalösen Vorgänge da unten zwingen uns ja, unsere Pläne genau nachzuprüfen, damit schnell und rücksichtslos dazwischen gepfeffert werden kann, wenn das rebellische Pack bei uns einmal aufzumucken mag.“

Better war ernst geworden. „Natürlich, anders geht es in solchem Falle nicht. Aber ich muß Dir ehrlich sagen, caro amico, besonders wohl fühle ich mich bei dem Gedanken nicht, einmal gegen das eigene Volk losgehen zu müssen. Lieber wäre es mir schon, es ginge gegen die Turkos und Rosaken.“

„Wohl zumute oder nicht wohl zumute“, entgegnete Koehler.

„Wir haben einfach unsere Pflicht als Offizier zu tun. Je schneller und derber man in solchen Fällen zupakt, desto eher hat der Krakeel ein Ende. Dies mal den Schlüsselband des russischen Generalstabswerks über den Krieg gegen die Japs. Es ist einfach auf die Räume zu klopfen, wie sie da die Moskowier-Generale in Sibirien und in der Randsturei von den Revolutionären, meuternden Reservisten und streifenden Eisenbahnern haben ins Bodschorn jagen lassen. Wenn die russischen Revolutuzer damals das Aussehen ebenjogut verstanden hätten wie das Aufheben, wenn sie einen großen, einheitlichen Plan und eine starke, umfassende Organisation gehabt hätten, dann hätten sie mit Hilfe der ihnen zur Verfügung stehenden Bahnlinien einige hunderttausend Mann nach Westrußland werfen können und heute sähe es dann drüber im Jarenreide verdammt anders aus. Aber auch hier ist für uns die Lehre: Zupacken, feste und schnell zupacken.“

Better hatte eine Zeitung nachdenklich den Rauchwolken seiner Zigarette nachgeblickt. „Ich glaube ja nicht recht“, sagte er dann, „daß es einmal bei uns soweit kommt. Aber seit ich den ehrenvollen Auftrag habe, im Pressedezernat die roten Heißblätter durchzuschneiteln, habe ich das unbehagliche Gefühl, daß da unten Kräfte am Werke sind, von denen wir eigentlich verflucht wenig Ahnung haben.“

„Ach was!“ warf der Generalstabler ein. „Ich glaube, die Kerle wissen selbst noch nicht recht, was sie wollen mit ihrem Massenstreikgequatsch. Ich habe auch die Zeitungen verfolgt, aber ein richtiges Bild kann ich mir von der Geschichte nicht machen. Die Hauptsache ist, daß wir ganz genau wissen, was wir wollen. — Du hattest doch übrigens bloß die Aufgabe, Anlagematerial für das Kriegsministerium aus den Sozialistenblättern herauszuklauden. Deinem Wissensdrang scheint das aber nicht zu genügen, sonst wärst Du nicht auf die famosere Denkschriftidee gekommen, die mit immer sympathischer wird. Viel Glück habt Ihr mit Eurer Anlagelampagne, die Euer neuer Herr ingenierte hat, nicht. Die ostpreussische Remontegeschichte ist doch eine ziemlich faule Kiste.“

Better zuckte die Achseln. „Was willst Du, mit dem Pferdehandel ist das immer so lala gewesen. Und Du weißt so gut wie ich, daß viele Kameraden von der Kavallerie und Artillerie in dem Geschäft machen und es mit dem geriebensten Pferdejuden aufnehmen. Aber Recht dürfen doch die roten Schmiedefinken auf keinen Fall behalten.“

der im Auslande befindlichen Schiffe in Aussicht. Und was kommt später? Wir werden ja sehen.

Das Zentrum wird sehen und schließlich alles bewilligen.

Nieder mit dem Militarismus!

Diesen Montag beginnt vor dem Landgericht II in Berlin der Prozeß gegen die Genossin Luxemburg. Seit der Habener Affäre ist man bereits geworden im Kriegsministerium. Die mächtige deutsche Armee, deren journalistische Verteidiger sie lieber heute als morgen im Kriege gegen zwei Fronten sehen möchten, kann nun einmal die Kritik nicht vertragen. Und Herr v. Falkenhayn hat offenbar, wie weiland der eiserne Kanzler sagte, die gerichtliche Verfolgung der Kritiker gleich engros herstellen lassen. Das Kesseltreiben gegen die Genossin Luxemburg ist von besonderem Interesse, weil diese Prozesse sich so schön ergänzen. In Frankfurt a. M. sprach unsere Genossin gegen den Krieg, und der Herr Staatsanwalt fand, daß sie damit an dem Lebensnerv des heutigen Staates rüttelte. Prompt wurde sie ob solcher Mißthat zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt, wobei freilich das Gericht die Paragrafen so hübsch durcheinander brachte, daß das Reichsgericht kaum wird umhin können, den Urteilspruch umzuwerfen.

Jetzt handelt es sich um Soldatenmishandlungen: Genossin Luxemburg hatte in Freiburg in einer Rede erklärt, diese Mishandlungen seien alltägliche Erscheinungen. Zum allgemeinen Erstaunen wird darob wegen Verleumdung der Offiziere und Unteroffiziere Anklage erhoben. Gewöhnliche Sterbliche sind daß erlaucht, ob dieser Anklage, denn wer nicht Augen und Ohren mit Gewalt zu macht, der weiß ja, daß die Kriegsgerichte gerade jetzt mit Vollbampf arbeiten und mit all den Fällen von Soldatenmishandlungen gar nicht fertig werden können. Der Herr Kriegsminister erklärte erst im Mai d. J. im Reichstage, daß er mit allen Mitteln an der Ausrottung der „systematischen Mishandlungen“ arbeite. Seit Jahren hören wir die Versicherung, daß gegen die Mishandlungen gewirkt wird. Wenn trotzdem der Kriegsminister, dem doch eine gewaltige Macht zusteht, ihrer nicht Herr werden kann, so ist damit eben gesagt, daß sie ein dem System des Militarismus notwendigermaßen anhaftender Krebsgeschaden sind, daß sie nicht ausgerottet sind, solange das System besteht. Wer das nicht zugibt, würde die absolute Unfähigkeit der Militärbehörden konstataieren, denn an dem guten Willen, die Mishandlungen zu beseitigen, darf man nach all den feierlichen Versicherungen nicht zweifeln. Aber das tut nichts: Wer über Mishandlungen schreibt oder spricht, wird vor den Kadi gezerri, denn der „Lebensnerv“ ist halt überempfindlich, wie der bloßgelegte Nerv in einem hohen Zahn.

Es kennzeichnet die politischen Zustände im neuen Deutschland, daß gegen die Greuel der Soldatenmishandlung die Sozialdemokratie ganz allein den Kampf führen muß. Die bürgerlichen Parteien haben das längst aufgegeben. Seit Wochen vergeht, wie gesagt, kein Tag, an dem nicht ein Kriegsgericht die Schuldigen wegen Mishandlungen verurteilt, aber auch in der freisinnigen Presse wird man vergebens auch nur die Registrierung dieser Fälle suchen. Mit ähnlicher Liebe wird über diese Schandtaten geschwiegen. Die Sozialdemokratie allein legt den Finger in die Wunde. Sie muß dabei zugleich eines der wichtigsten bürgerlichen Rechte, das Recht der öffentlichen Kritik, verteidigen, das man zu vernichten sucht.

In den untergänglichen Verdrängten Gebieten gehört es, daß er systematisch im Reichstag diese Greuel brandmarkte. Die Tribunale des Parlaments war die Arena, auf der sich unsere Genossin mit dem Militarismus auseinandersetzten. Jetzt hat der Kriegsminister dafür gesorgt, daß auch der Gerichtssaal die Stätte wird, wo dieser Kampf geführt werden kann.

Ein Massenaufruf von Zeugen hat sich der Verteidigung, welche von den Rechtsanwälten Dr. Kurt Rosenfeld-Berlin und Dr. Lehmann-Frankfurt geführt wird, zur Verfügung gestellt, um über die Zustände in der Armee nach dieser Richtung hin genaue Aufschlüsse zu machen. Die Opfer des Systems melden sich zu Wort; sie selbst werden dem Kriegsminister und allen Verfechtern des Militarismus die Wahrheit sagen. Das Gericht hat allerdings die Ladung aller Zeugen abgelehnt, ebenso den Antrag auf Einforderung von Urteilen der Kriegsgerichte aus den letzten sechs Jahren, in welchen Tausende von Mishandlungsfällen festgesetzt sind. Infolgedessen hat die Verteidigung selbst die Zeugen geladen, und zwar vorläufig 100. Weitere Hunderte stehen zur Verfügung.

Wie immer der Prozeß ausgehen mag, die Sozialdemokratie wird im Dienste der Menschheit den Kampf gegen Krieg und Militarismus samt all seinen Greueln weiterführen. Gerade dieser Prozeß wird zum Signal werden für einen noch zehnmal schärfer geführten Kampf mit der Lösung: Nieder mit dem Militarismus! Wir werden über die Verhandlungen ausführlich berichten.

„Recht so!“ sagte der Generalstabschef lachend. „Ich glaube doch nicht, Du sympathisierst schon mit der Schweißbande. Für den Sohn einer Offiziersfamilie, die seit fünf Generationen im Dienste von S. M. steht, wäre das immerhin eine respektable Richtung. Aber ich weiß, daß Du keine Anlagen hast, ein Gädle zu werden. Behalten wir also die Denkschrift im Auge.“

„Ja, gerade die Denkschrift veranlaßt mich, etwas tiefer in die rote Gedankenwelt und Psychologie einzudringen, wenn einem beim Lesen der Deklamationen und Schriften auch oft die Galle überläuft. Es ist dabei rein als ob man in eine andere Welt hineinläuft. Was die Aeris übrigens ihren Lesern für Darstellungen über uns vorsetzen, ist geradezu zum Heulen. Die Offiziere sind nach diesen Zeitungsrufen entweder Trottel oder Fäulen oder Verleumdungen, oder wir werden mit dem Koffstabe des noch nicht stubenreinen jungen Dachs Horkner gemessen.“

„Um so besser,“ warf Kochler ein. „Wenn die Bande dann einmal ein Tänzlein wagen will, werden sie zu ihrer Ueberrumpfung um so schneller merken, daß die meisten von uns ihr Geschäft noch sehr gut verstehen. — Um aber wieder auf besagte Denkschrift zurückzukommen. Grundgedanke derselben muß bleiben, was schon heute Grundgedanke unserer Aufrehrungsbewegung ist. Der alte Wellington hat es seinerzeit dem alten Wilhelm beigebracht, als der als Monsieur Lehmann vor der achtundvierziger Kanaille nach England — na sagen wir entre nous — auskiff: die Truppe so lange als möglich in der Kaserne konzentriert und so lange als möglich von der Berührung mit der auffässigen Krapsküle fernhalten. Sie durch fortwährende Appelle und Probekampferungen in Rage bringen, daß auch die, die vor der Dienstzeit rötlich angeläutet waren, in helle Wut gegen die Kabarettisten draußen geraten. Und dann, wenn es nottut, raus aus dem Loch wie das Donnerwetter, was schlingenscherre und noch einmal Waschnagelwehre in die Straßen! Und im Nu sind Barricaden und Revolver zerlegt wie der Asphalt vom Sprengwagen.“

„So einfach liegen die Dinge denn doch nicht mehr,“ entgegnete Better nachdenklich. „Die Kräfte im roten Lager sind auch so schlau, daß sie die achtundvierziger Methoden nicht mehr einfach kopieren. Es gibt da noch eine ganze Menge Probleme zu erörtern.“

Der Generalstabschef hatte nach der Uhr gesehen. „Donnerwetter, schon so spät. — Sprechen die Sache später noch gründlich durch. So eine Denkschrift wäre eine famose Empfehlung für das Abnemen. — Aber ich habe eine Bemerkung für den Regimentschef der 20. Grenadiere im Landwehrregiment. — Kommt Du mit?“

Der albanische Aufstand.

Die Verhandlungen.

Durazzo, 28. Juni. Oberst Philipp ist gestern nachmittag von den Verhandlungen mit den Aufständischen zurückgekehrt und hat dem Fürsten und sodann der Kontrollkommission Bericht erstattet. Danach haben die Aufständischen, deren sämtliche Führer bei den Verhandlungen anwesend waren, ihre früher der Kontrollkommission abgegebenen Erklärungen wiederholt, daß sie über Fragen zweiten Ranges zu verhandeln wünschten, aber nicht über die Frage, ob der gegenwärtige Fürst die Herrschaft behalten solle oder nicht. Sie fügten hinzu, daß sie zwar Durazzo aus Rücksicht auf die vielen dort anwesenden Fremden nicht angreifen, aber auch die Waffen nicht niederlegen würden, bis sie ihre Absichten durchgesetzt hätten. Außerdem forderten die Aufständischen eine Zusammenziehung der internationalen Regierung, daß ihr auch Albanien als Mitglieder angehört.

Keine Aenderung.

Durazzo, 27. Juni. In der Lage ist keine Aenderung eingetreten. Die Nacht und der Vormittag verliefen ohne Zwischenfall. In der Gegend des Dorfes Zuba, nordöstlich von Durazzo, liegen starke Rauchwolken empor. Man vermutet, daß das Dorf in Flammen steht. Prenk Bid Doda ist in seinem Fortrücken begriffen und steht mit Ahmed Bey Wati, welcher sich in Krupa befindet, in Verbindung, um einen gemeinsamen Vorstoß zu vereinbaren.

Ein Frauenmord im Falkenhagener Forst?

1000 Mark Belohnung.

Ueber die Auffindung einer Frauenleiche im Falkenhagener Forst haben wir kurz berichtet. Wie tritten daran anschließend zugleich mit, daß diese zu Mordgerüchten Veranlassung gab. Die weiteren Ermittlungen der Kriminalpolizei sowie das Ergebnis der inzwischen stattgefundenen Obduktion haben nun ergeben, daß man es hier tatsächlich mit einem schweren Verbrechen zu tun hat. Gestern im Laufe des Tages gelang es, die Persönlichkeit der zunächst unbekanntes Toten festzustellen und noch am späten Nachmittag wurde an den Anschlagorten folgende öffentliche Bekanntmachung angeschlagen:

1000 Mark Belohnung.

Am 25. Juni gegen 8 1/2 Uhr ist im Jagd 50 der königlichen Falkenhagener Forst, Schußbezirk Rintelburg, die Leiche der unerschuldeten Schneiderin Frieda Klein, 1. März 1875 zu Pantow geboren, Franzstraße 5, 4 Treppen wohnhaft gewesen, auf dem Bauge liegend mit weit nach vorn gestreckten Händen aufgefunden worden. Die Leiche lag verstreut hinter einer dicken Eiche, mit dem linken Fuß im Eisengebüsch, 8 Meter vom vielbegangenen Gestrüpp entfernt.

Beschreibung: 1,50 Meter groß, blaues Kostüm mit weißem Spitzenkragen, weiße Krebelschleife, hohe schwarze Schürstiefel. Neben der Leiche lag der schwarze, mit schwarzem Samtband und Rosenkranz geschmückte Strohhut, herabhängend von der Stirn. Neben dem Strohhut lag ein grüner Sonnenhut mit schwarzem Nacktknopf. Die Verstorbenen hatte am Ringfinger der rechten Hand zwei goldene ungeschliffene nur mit dem Stempel 88 versehene Trauringe, an der linken Hand einen unechten Ring mit blauem Stein und zwei Perlen.

Die Lage der Leiche und der Befund der Obduktion, die die Zertrümmerung des Unterkiefers ergeben hat, macht es zur Wahrscheinlichkeit, daß die Verstorbenen das Opfer eines Verbrechens und vom Tatort zu dem vom Wege aus ziemlich versteckt liegenden Fundort geschleppt worden ist.

Die Tat ist etwa am 17. oder 18. Juni d. J. geschehen. Alle Personen, die zur Auffindung des an der Aufgefundenen beengenen Verbrechens und zur Ermittlung des Täters nähere Angaben machen können, werden gebeten, sich an die königliche Staatsanwaltschaft III in Berlin zu B. S. J. 918, 14 oder an den königlichen Kriminalkommissar Kaufmann, Zimmer 391 des königlichen Polizeipräsidiums Berlin, zu wenden. Der königliche Regierungspräsident in Potsdam hat auf die Ermittlung des Täters die Belohnung von 1000 M. ausgesetzt.

Aus Groß-Berlin.

Zum Ehrungszwang.

Seit Wochen machen unsere bürgerlichen Gegner in Enttäuschung über das Eigenbleiben der Sozialdemokraten im Reichstag beim Kaiserhoch. Unsere Gegner sind nicht damit zufrieden, daß sie selber bei jeder Gelegenheit Hurra! schreien, wenn sie eine prinzipielle Rutsche sehen, sie wollen unter allen Umständen auch andere Leute zwingen, in Ehrfürcht alleruntertänigst zu erstehen, wenn sie das für notwendig halten. Es wird jetzt so hingestellt, als wäre es etwas ganz Funkselbgeordnetes, was sich da im Reichstage ereignet hat, das furchtbar gerochen werden müßte. In Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall.

Unser Berliner Kommunalfreisinn läßt sich bekanntlich in seiner Ehrfürcht vor dem Kaiserhoch so leicht nicht überreden, das beweisen schon die alljährlich dem Kaiser zu seinem Geburtstag zugehenden Gratulationsadressen der alleruntertänigst erstehenden Stadtverordneten der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Unser Kommunalfreisinn kann es sich trotz seinem angeblich angeborenen Männerstolz vor Königs- thronen auch nicht verkneifen, alljährlich zu Beginn des Jahres die Stadtverordnetenversammlung mit einem Hoch auf den vielgeliebten Kaiser zu beginnen. Die Sozialdemokraten sind bei diesem Kaiserhoch stets sitzen geblieben, wenn sie sich schon im Saale befanden.

Bekanntlich finden alle zwei Jahre Ergänzungswahlen zur Stadtverordnetenversammlung statt. Zu Beginn des Jahres werden die neu- bzw. wiedergewählten Stadtverordneten in ihr Amt eingeführt und verpflichtet. Bei diesem Akt sind die übrigen Stadtverordneten im Saale. Nach der Verpflichtung heben sich die Stadtväter auf ihre Plätze und nach Vollzug der Vorsteherwahlen bringt der Vorsteher das Hoch auf den Kaiser aus. In diesem Falle besteht bei der sozialdemokratischen Fraktion seit mehr denn zwei Jahrzehnten der Brauch, im Saale zu bleiben und sitzenzubleiben.

Im anderen Jahre, wenn Einführungen nicht erfolgen, betreten die sozialdemokratischen Stadtverordneten den Saal nach Erledigung der Hocherei. Wer diese lang geübte Praxis kennt, wundert sich eigentlich über das Geschehen, das jetzt über unsere Genossen im Reichstage erhoben wird. Ob Kaiserhoch hier, ob Kaiserhoch dort: die Sache bleibt dieselbe, höchstens mit dem Unterschied, daß den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten die Immunität für sich haben, die Stadtverordneten aber nicht.

Der Hinweis zeigt aber, welche unglaubliche Heuchelei die bürgerliche Presse fähig ist. Denn das Eigenbleiben der sozialdemokratischen Stadtverordneten beim Kaiserhoch im

Kathause ist doch nicht unbekannt; die Presse nimmt davon stets Notiz.

In den Vororten Berlins wird unseres Wissens nur im Charlottenburger und Schöneberger Rathaus zu Beginn des Jahres gehocht. In Neukölln, in Lichtenberg und anderen Orten kommt man ohne dem aus. Es ist eine ganz überflüssige Zeremonie, die Beratungen im Stadtverordneten-saal alljährlich mit einem Kaiserhoch einzuleiten. Wir haben sicherlich nicht das geringste dagegen, wenn unsere Gegner den Kaiser anhochen, wenn sie unter sich sind; in feuchtfrohlicher Stimmung geht das sogar am besten. Mögen sie sich die Mehlen heiser schreien, unseren Segen haben sie; aber uns sollen sie mit ihrer widerlichen Anhöcherei und ihrer heuchlerischen Entrüstung zufrieden lassen.

Schulpflichtige Kinder als Zettelverteiler.

Gestern hatte der „Lokalanzeiger“ eine Extraausgabe veranstaltet über das Attentat auf den Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin, die er an dem schönen Sonntagnachmittag an verschiedenen Stellen der Stadt verteilen ließ. Wir haben unter den Verteilern zahlreiche schulpflichtige Kinder, die sich als Extrablattverteiler betätigten. Beim „Lokalanzeiger“ ist das kein Wunder, werden doch auch beim Zeitungsaustragen schulpflichtige Kinder beschäftigt. Die sind auch billiger als Erwachsene. Und das ist doch die Hauptsache!

Mit dem Fahrrad acht Meter tief abgestürzt.

Auf eine entsetzliche Weise hat in der Nacht zum Sonntag der 35 Jahre alte Schlosser Friedrich Schmidt aus der Humboldtstr. 9, in Grünwald seinen Tod gefunden. Er stürzte auf seinem Zweirad vor den Augen seiner Frau in den Baukasten der Nord-Süd- bahn an der Ecke der Chauffee- und Invalidentraße, brach sich dabei das Genick und verstarb auf der Stelle. Schmidt war verheiratet und Vater von fünf noch schulpflichtigen Kindern. Er hatte in der Humboldtstraße die Pförtnerstelle, die jedoch von seiner Frau versehen wurde, während er am Wedding als Schlosser arbeitete. Sonnabendabend begab er sich von dort zu seiner Schwiegermutter, die in der Reinholdsdorfer Straße wohnt. Hier traf er seine Frau und suchte dann mit ihr später eine Schankwirtschaft in der Nähe auf, wo er bis kurz nach 2 Uhr blieb. Seine Frau bestieg jetzt einen Wagen der Straßenbahnlinie 34, um damit nach dem Bahnhof Friedrichstraße und von hier aus weiter nach ihrer Wohnung zu fahren. Ihr Mann schwang sich auf sein Fahrrad und folgte der Bahn. Im den Wagen nicht aus den Augen zu verlieren, folgte er diesem auch, als er die für Fußgänger und Radfahrer gesperrte Chauffeestraße entlang fuhr. Vor dem Hause Nr. 110 fuhr die Straßenbahn langsamer und jetzt wollte Schmidt, vielleicht weil er nicht mehr schnell genug stoppen konnte, vorfahren. Der Schacht ist hier jedoch nur zwischen den Schienen und ungefähr 1/2 Meter neben diesen mit Bohlen bedeckt. Schmidt fuhr nun über diese hinweg und stürzte kopfüber in die Tiefe. Straßenpassanten, die den schrecklichen Unfall sahen, bargen den Verunglückten, doch konnte ein hinzugerufenen Arzt nur noch seinen Tod feststellen. Die Familie sieht jetzt ihre Ernährers beraubt, völlig mittellos da. Ihre augenblickliche Lage ist um so schlimmer, als dem Verunglückten von einem „Samariter“ bei der Bergung der Leiche auch noch der Wochenlohn in Höhe von 30 M. gestohlen worden ist.

Von der Straßenbahn überfahren und getötet.

Am Sonnabendabend hatte der Arbeiter Marquardt in der Siemensstadt die Straßenbahn benutzt und wollte nach dem Absteigen die Bahngleise kreuzen. Dabei überließ er das Herannahen eines Straßenbahnwagens der Linie Spandau-Ronnenbaum-Fürstendamm. Er wurde von dem Wagen erfasst, zu Boden geschleudert und schwer verletzt. In hoffnungslosem Zustande brachte man den Verunglückten nach dem Krankenhaus Westend, wo er bald nach der Einlieferung verstarb.

Beim Baden ertrunken.

Im Freibad Scharfenberg bei Tegeler fand gestern nachmittag gegen 4 Uhr der 15jährige Emil Tiesse aus Tegeler, Treßlowstr. 14, den Tod. Der junge Mann war eine Strecke geschwommen und ging dann plötzlich vor den Augen der anderen Badegäste unter. Sofort von Samaritern angestellte Wiederbelebungsbemühungen blieben ohne Erfolg. Ein herbeigeholter Arzt konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen. Wahrscheinlich ist der Ertrunkene einem Herzschlag erlegen.

Kleine Nachrichten.

Aus dem Landwehrkanal gelandet wurde gestern vormittag die Leiche eines Mannes, der als ein 31 Jahre alter Russelecher Karl Franz aus der Frobenstraße festgestellt wurde. Hunger und lange Entbehrung haben den Mann, der verheiratet war, in den Tod getrieben. Franz stammte von begüterten Eltern, die aber von ihm nichts mehr wissen wollten, weil er gegen den Willen der Mutter ein armes Mädchen geheiratet hatte. — Auf der Straße vom Tode überfahren wurde gestern vormittag um 10 Uhr ein unbekannter Mann von etwa 50 Jahren, der seinem Ansehen nach dem Arbeiterstande angehört zu haben scheint. Der Mann wurde vor dem Hause Turmstraße 63 plötzlich von einem Wilschurz befallen und verstarb an seinen Folgen. Die Leiche wurde nach dem Schauhause gebracht. Der Unbekannte ist 1,70 Meter groß, hat graumeliertes Haar, einen blonden Schnurrbart und blaue Augen und trug eine Joppe, dunkle Weste und Hose, braune Stoffschuhe und eine blaue Deckmütze.

Wetterausichten für das mittlere Norddeutschland bis Dienstag: Etwas kühler, zunächst ziemlich trübe und besonders östlich der Oder an vielen Orten leichte Regenfälle; spärliche Bewitterung; später im Westen beginnende neue Aufhellung.

Letzte Nachrichten.

Der Sicherheitsdienst in Serajewo.

Wien, 28. Juni. Ueber den Sicherheitsdienst in Serajewo wird von privater Seite gemeldet: Aus Anlaß des Aufstehens des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin wurden schon seit acht Tagen die Polizeimaßnahmen sehr streng gehandhabt. Jeder nur halbwegs Verdächtige und jeder, der von auswärts kam, mußte sich durch besondere Legitimationspapiere ausweisen. Vorgestern wurden 37 verdächtige Personen in Haft gesetzt. Die Vorkehrungen der Behörden gingen so weit, daß hinter dem Militärpalast keine Ansammlungen des Publikums geduldet wurden; ebenso war es streng verboten, daß die Fenster besetzt wurden. Sogar jeder Blumenstrauß an den Fenstern und auf den Balkonen mußte entfernt werden.

Ueber 1000 Gendarmen waren aus dem Innern des Landes in die Stadt zusammengezogen worden, um den Sicherheitsdienst zu verstärken. Wie ferner verlautet, sollen dem Erzherzog schon vor Beginn der großen Manöver zahlreiche Warnungen zugegangen sein. Der Erzherzog soll, als ihm die Befehle einer Teilnahme an den Manövern vor Augen geführt wurde, erklärt haben, er sei entschlossen, unter allen Umständen an den Manövern teilzunehmen und vor Drohungen nicht zurückweichen.

Theater.

Montag, den 29. Juni 1914.
 Anfang 4 1/2 Uhr.
Boigt-Theater. Das Ritternachtsmädchen.
 Anfang 5 Uhr.
Vassage-Theater. Kino-Garität. Potsdamer Naturtheater. Alt-Potsdam.
 Anfang 7 1/2 Uhr.
Westen. Siegfried.
 Anfang 7 1/2 Uhr.
Metropol. Die Reise um die Welt in 40 Tagen.
 Anfang 8 Uhr.
Urania. An den Dolomiten. Deutsches Opernhaus. Der Waffenschmied. Deutsches Künstler-Theater. Peppe vom Berge. Lesing. Das Märchen vom Wolf. Theater an der Weidendammer Brücke. Der müde Theodor. Schiller O. Klein erlauchter Ahnherr. Schiller Charlottenburg. Klein. Eva.
Berliner. Die einst im Nat. Königgräber Straße. Dr. Du. Thalia. Wenn der Frühling kommt. Hofe. Der Silberkönig. Montis Operetten. Als ich noch im Hügelleide. Wintergarten. Spezialitäten. Reichshallen. Stettiner Sänger. Palast-Theater. Varietés und Lichtspiele.
Berliner Prater-Theater. Origin.
 Anfang 8 1/2 Uhr.
Kleines. Der Kuckuck. Theater am Kolonnenplatz. Der Jurbaron. Lustspielhaus. Die spanische Flöge. Friedrich-Wilhelmstädtisches. Die Scheidungsche. Luitzen. Wenn edle Herzen bluten. Waldhalla. Die Schrecken der Fremdenlegion. Soltes Caprice. Die Leibwächterin. Die Amordragoner. Das Bett Napoleons. Ah — da staut' ich.
 Anfang 8 1/2 Uhr.
Neues Volks-Theater. Maria Feldhammer. Residenz. Die verfluchte Liebe. Admiralpalast. Im Tangofuß.
 Anfang 9 Uhr.
Eines Rollendorf-Theater. Das Mirakel.
Sternwarte. Invaldenstr. 57—62

Wanderkarten
 hält stets vorrätig
Buchhandlung Vorwärts
 Lindenstr. 69 (Caden)

Öeffentliche politische Versammlungen.

Öeffentl. Volksversammlung

Dienstag, den 30. Juni 1914,
 abends pünktlich 8 Uhr.

im Moabiter Gesellschaftshaus, Wiciefstraße 24.

Aus russischen Kerkern.

Ein Hilferuf!

Die Leiden der politischen Gefangenen Rußlands.

Vortrag des Schriftstellers **Ernst Reuter** mit erläuternden Lichtbildern.

Zu der Versammlung werden Eintrittskarten zum Preise von 20 Pf. verandgabt, die in nachfolgenden Ausgabestellen zu haben sind:

- Zigarrengeschäft Schröder, Vogelberger Straße 54/55.
- Zigarrengeschäft Horst Engelauer 16.
- Zigarrengeschäft Baumann, Rungestraße 30.
- Bureau des 4. Wahlkreises, Stralauer Platz 10/11. Von 9—1 und 5—7 Uhr.
- „Vorwärts“-Spekulation, Petersburger Platz 4.
- Zigarrengeschäft Schneider, Hufelandstraße 30.
- „Vorwärts“-Spekulation Wars, Greifenhagener Straße 23.
- Zigarrengeschäft Pinner, Tredowstraße 30.
- Restaurations Diefeler, Brunnenstraße 150, im Hof.
- Restaurations Friedrich, Gerichstr. 19.
- Restaurations von Paersch, Oldenburger Straße 10.

Der Ueberschuß wird dem Deutschen Hilfsverein für die politischen Gefangenen Rußlands zugewendet.

100/20*

Der Einberufer: Eugen Ernst, Lindenstraße 2.

Spezialarzt

Dr. med. Karl Reinhardt.
 Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.
 Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/11-2 u. 1/2-3-10 U. abds., Sonnt. 11-1.
 Für Frauen: 11—1 Uhr.
 Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügliche Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
 Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Institut während d. Sprechst. gratis erhältl. Weitere Auskünfte i. d. Sprechst. kostenlos.
Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheurerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.
Ehrlich - Hata - Kur (ohne Berufsstörung) nach neuester, erfolgreichster Methode. (Siehe Broschüre.)
 Mikroskop. und chem. Blut- und Harn-Untersuchung.

Buchhandlung Vorwärts

Linienstraße 69.
 Soeben erschien:
Gegen den staatlichen Gebärzwang
 Reden des Reichstagsabgeordneten Genossen **August Brey**, d. Genossen **Dr. Silberstein** u. der Genossin **Lulise Zietz**.
 Preis brosch. 15 Pf.

Die schönsten Punkte des Spreewalds

werden auf der am Sonntag, den 12. Juli, stattfindenden Spreewaldfahrt des Arbeiter-Wandervereins Berlin besucht.
 Keine Fußwanderung. Mehrstündige Kahnfahrt durch den prächtigen Uferwald. Teilnehmerkarten a 5,75 M. für Kahnfahrt III. Klasse und Kahnfahrt sind in unseren Jubiläen 2. Böhlich, Stalher Str. 22 (Nimt Moritzplatz 12 542) und O. Weismast, Weismast 21 (Nimt Zentrum 1787) zu haben.

Verlangen Sie unser ausführliches Programm!



„O, meine Beine!“

So hört man oft klagen. Aber warum ermüden Sie so schnell? Weil Sie keine Absätze Continental tragen! — Lassen Sie sich raten und verlangen Sie vom Schuhmacher ausdrücklich die enorm haltbaren **Absätze Continental**



Raucht Tag-Zigaretten
 der Tabakarbeitergenossenschaft Stuttgart.
Qualitätsware
 Einziges Arbeiterunternehmen der Zigarettenindustrie Deutschlands.
 Depot für Wiederverkäufer **Paul Horsch, Engel-Ufer 15** Gewerkschaftshaus.
 Engroslager für Zigarren u. Zigaretten.

In Freien Stunden

„Gegen die Schundliteratur!“ heißt die Parole der illustrierten Wochenchrift „In Freien Stunden“, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, der Arbeiterschaft gute, feisende und vollständige

Romane zu vermitteln. Die Wochenhefte können pro Halbjahr in einem Bande vereinigt werden — Einbanddecken liefert auf Wunsch der Verlag — und so wird den Abonnenten die Möglichkeit geboten sich allmählich für billiges Geld eine Unterhaltungsbibliothek zuzulegen, in der die besten Romane der Weltliteratur vertreten sind. Der Hauptroman wird stets von Künstlerhand illustriert. Jedes Heft bringt die Fortsetzungen von mindestens zwei Romanen und bietet daneben kürzere Erzählungen und belehrenden Unterhaltungssstoff aus den verschiedenartigsten Wissensgebieten. Vielen Aufsätzen werden erläuternde Abbildungen beigegeben. Kleinere Notizen der mannigfaltigsten Art schließen sich an, und fürs Lachen sorgt ständig „Scherz und Satire.“ Zum letzten Heft eines jeden halben Jahres wird gratis ein künstlerisches Bild (Wandschmuck) geliefert. „In Freien Stunden“ erscheint wöchentlich in einem Heft von 24 Seiten und kostet 10 Pfennig. Wir bitten die Parteigenossen und Genossinnen, für die Verbreitung der „Freien Stunden“ und damit für die Eindämmung der Schundliteratur zu wirken!

Mit dem 1. Juli (Heft 27) beginnt als Hauptroman zu erscheinen:

Roman von Wilibald Alexis Die Hofen des Herrn von Bredow Illustriert von Max Engert



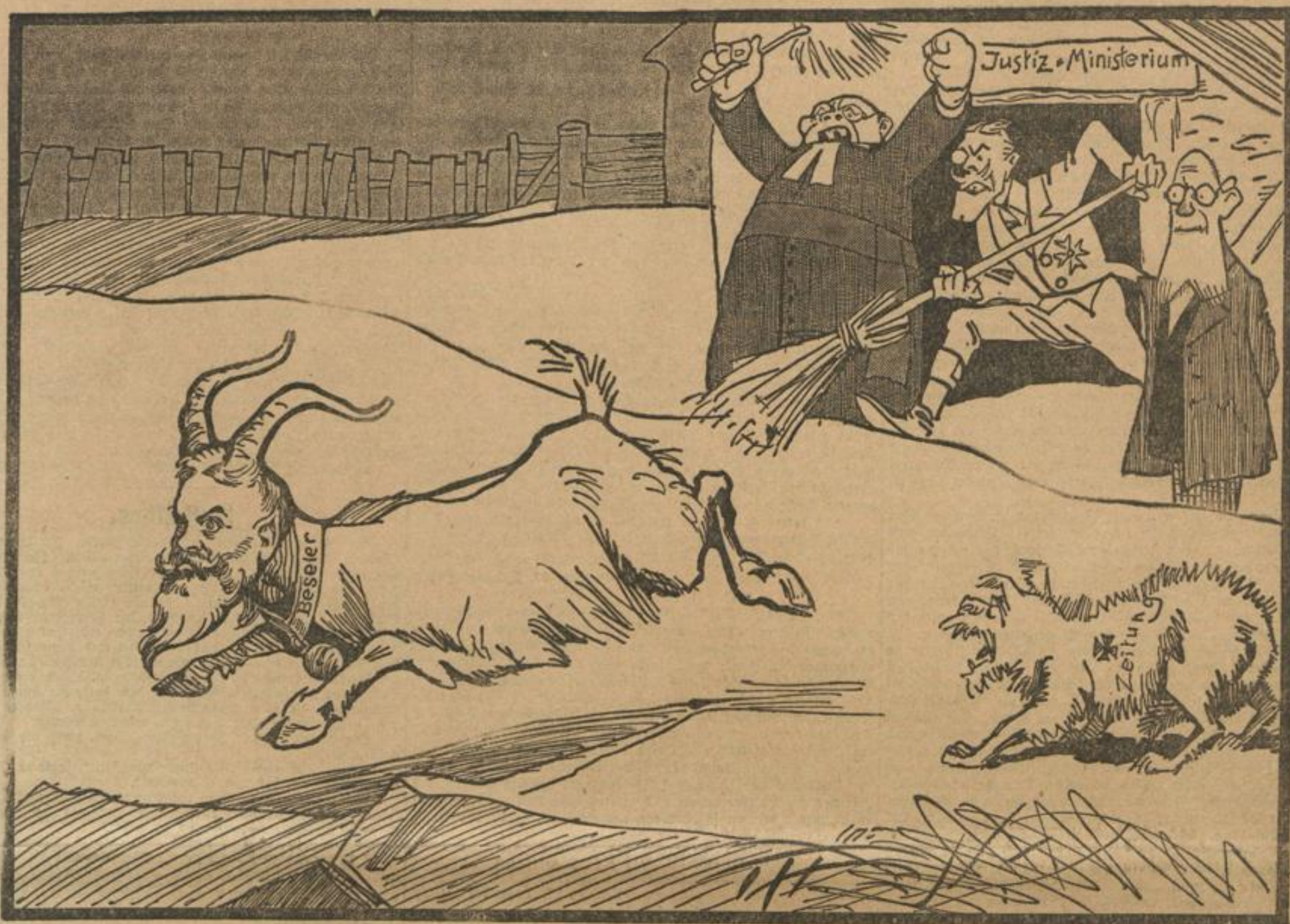
Wilibald Alexis, der „märkische Scott“, schildert in diesem höchst amüsanten Roman den brandenburgischen Junker aus jener Zeit, da man dem Kurfürsten Joachim I. das bekannte Wort an die Tür schrieb: „Joachim! Joachim, hüt Di! Krigen wi Di, so hangen wi Di!“ — In starker Gestaltungskraft zeichnet der Autor hier eine ganze Reihe jener Urwüter des heutigen Abels, die es als schwere Beinträchtigung ihrer „Rechte“ empfanden, daß ihnen das Strauchritterhandwerk gelegt wurde. Höchst anschaulich führt er uns vor, wie ihre Urwüchsigkeit und Willkür sich erst schwer mit dem Hof befreundeten konnten, wie manchem das Partei im Kurfürstenschloß noch zu glatt war, um sicher darauf stehen zu können. In einer der Hauptfiguren des Romans, dem Ritter Lindenberg, gibt er ein klassisches Beispiel für die Macht der alten Raubinstinkte, die selbst diesen gewandten Hofmann urplötzlich wieder überwältigen und ihm den Hals kosten. Trotzdem die geschilderten Ereignisse Jahrhunderte hinter uns liegen, kommen uns die Junkertypen merkwürdig bekannt vor. Dieselbe Art sieht noch heute im Preussischen Abgeordnetenhaus und wehrt sich wie damals gegen gleiches Recht, gegen Wissen, Aufklärung und Fortschritt! Nur daß sie heute mit ihren Fürsten einiger sind als dazumal, da die Junker zunächst vergeblich forderten, der Kurfürst solle sich nur auf sie stützen — mit der selbstverständlichen Voraussetzung, daß er sie nach Belieben und Willkür schalten und walten lasse. — Hat der Roman so seine ernste historische Bedeutung, so ist er doch, wie schon der Titel andeutet, größtenteils auf einen sehr humoristischen Ton gestimmt. Die schicksalsschwangeren Hofen des es- und trinktrocknen Herrn von Bredow, die sich von Generation zu Generation als löstliches Erbeil vererben, spielen eine höchst bedeutungsvolle Rolle in dem Geschehen und setzen die Lachmuskeln des Lesers oft in heftige Bewegung. Der Verfasser verfügt über eine starke satirische Ader, und da kommen neben den Junkern und dem schlappen Bürgerum die Pfaffen aller Sorten ganz besonders schlecht weg. Alles in allem: die Abonnenten der „Freien Stunden“ werden diesen Roman mit Genuß lesen, und wer ihn schon kennt, hat hier Gelegenheit, sich auf billige Weise eine illustrierte Ausgabe zuzulegen.

Jede Woche erscheint ein 24 Seiten starkes Heft, reich illustriert, zum Preise von 10 Pf.
 Alle Abonnenten erhalten am Schluß des Jahres ein hübsches Kunstblatt vollständig kostenlos
 Der unten angefügte Bestellschein möge recht eifrig zur Aufgabe von Bestellungen benützt werden . . .

Neben dem Hauptroman beginnt in Heft 27:
Der Brautmarsch Novelle von **Rodolphe von Björnson**
 Dies ist eine feine, stimmungsvolle Geschichte von der Liebe Freud und Leid, in der immer wieder ein Brautmarsch anflingt, den Die Haugen, ein armer Häusler und Spielmann, erdacht und oft gespielt hat. Die Novelle selbst ist fast wie ein Lied — ein heiter-trauriges Lied von der großen Naturkraft, die sich allen inneren und äußeren Hemmungen zum Troh mit elementarer Gewalt durchsetzt.

Der Unterzeichnete bestellt bei der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, Lindenstr. 69:
„In Freien Stunden“
 nebst einer Gratis-Kunstbeilage zum Preise von 10 Pf. wöchentlich frei ins Haus
 Name: _____
 Ort u. Wohnung: _____
 Dieser Bestellschein kann auch dem Zeitungsboten mitgegeben werden

Der Sündenbock.



Wie es dem armen Beseler ergehen soll!

Die große „Sammlung“.

Wenn nichts mehr zu verfangen scheint
Trotz allem Drohn und Wetzern,
Womit man sonst den „innern Feind“
Versucht hat zu zerschmettern —
Dann legt der Bürger aus der Hand
Die Bruderzwisttrompete
Und bläst zum „Sammeln“ durch das Land
Auf sanfter Hirtenflöte.

Es ziehen durch den ganzen Gau
Die faulsten Sammelköpfe
Und schütteln klimpernd mit Rabau
Die großen Sammelköpfe.
Der Junker und der Pfaff, die zwei,
Sie machen mit 'nem Köpfchen
Dem Liberalen ei ei ei —
Der zielt sich noch ein bißchen!

Der Fuhrmann schmalzt, der Zedlitz schmalzt,
Erzberger trommelt Rammlung
Und auf dem linken Flügel balzt
Herr Eichhoff für die „Sammlung“.
Doch fürcht' ich, wenn zum Herbst die Welt
Befiekt die Sammelköpfe,
Entdeckt man in dem baren Geld
Diverse Hosentöpfe!

Knax.

Vom Spargel und anderen Dingen.

Der Spargel ist eine Frucht, die besonders wegen ihres schmackhaften Stoffes beliebt ist. Es gibt Spargel mit Köpfen und ohne. Im letzteren Falle sind sie enthauptet worden, und es ist eine Art Klassenteilung eingetreten: die Stangen sind proletarischer Natur und gut genug zur Suppe, wohingegen die Köpfe in aristokratischer Butter oder holländischer Sauce genossen werden.

Wie aber werden Spargel genossen?
Wer bürgerliche Zeitungen liest, erfährt alljährlich zur Spargelzeit aus tiefgründigen Feuilletons, daß es sich hier um eine Wissenschaft handelt, um ein Problem, an dem sozusagen das Schicksal der Nation hängt, weshalb diese Frage auch nicht unterm Strich behandelt werden sollte. Sie ist schwer genug für einen Zeitartikler.

Seitdem ich ein paar dieser Abhandlungen gelesen habe, sind meine Nächte schlaflos, und am Tage verstecke ich mein Antlitz vor den Kulturmenschen, und wenn mal Spargel auf meinen Tisch kommt, breche ich in Tränen aus.

Denn, hört meinen Rotschrei: Wie ist man Spargel?!
Soll ich die Köpfe abbeißen und die Stangen über die Achsel weg an die Wand schmeißen, wie jene hohe exotische Persönlichkeit, die beim Bringen von Wales zu Gast war und auch nicht wußte? — Es heißt, der Prinz und die Hofleute hätten es dem Gast nachgemacht, um ihn nicht in Verlegenheit zu setzen, und die Lakaien hinter den Stühlen seien furchtsam zusammengesunken, als das Spargelbombardement begann.
Wir glauben das, weil es uns die Fürsten menschlich näherbringt, aber unsere Apanage gestattet uns solche Sätze nicht.

Immerhin muß man sich doch bemühen, das edle Beispiel der oberen und gebildeten Schichten richtig in sich aufzunehmen. Wenn schon bürgerliche Blätter so auf dem Stein sind und dieser Kulturfrage ihre ernsteste Aufmerksamkeit widmen, wollen wir uns auch nicht lumpen lassen. Weshalb hiermit vorgeschlagen sei, die Frage auf einem fortschrittlichen Parteitag zu behandeln, sintermalen es um den Fortschritt der Menschheit geht.

Es ist mir noch nicht ganz klar, warum Messer und Gabel mit Ekel verworfen werden. Aber sie werden. Den Baby-Stock soll man anscheinend auch nicht gebrauchen. Demnach bekennt sich die Mehrzahl der besseren Leute offenbar zu dem onmtigen Brauch, alle fünf Finger oder doch einige in die holländische Sauce zu tunken, sich eine Stange herauszuangeln und sie schlürfend den Rücken hinabgleiten zu lassen.

Dieser Mißfall in die Gepflogenheiten der Kirgisen und Wüstenaraber, die sich bekanntlich ihre geschmorten Hammelbeine ebenfalls mit der Faust aus dem Topf langen, ist nur ein Reichen — ein kleines — von jenem Atavismus, der sich auf vielen Gebieten breit macht in der Absicht, uns langsam aber sicher in die Kindheitsperiode der Menschheit zurückzuführen.

Daß uns da die besseren Leute vorangehen, ist nur in der Ordnung. Die Besitzenden und Gebildeten sind nun einmal die Originale, das gemeine Volk der Abklatsch.

Die besseren Damen zum Beispiel ziehen immer weniger an und werden nur durch die Interessen und den Einfluß der Modehändler zunächst noch davon abgehalten, am Feigenblatt Genüge zu finden und sich die Reiber- und Gänsefedern, die sie auf dem Hut tragen, in's offene Haar zu stecken.

Bis in die höchsten Regierungskreise erstreckt sich die atavistische Tendenz, die wir beim modernen Spargelessen bemerken. Denn überall heißt die Parole: Zurück zu primitiven Zuständen!

Weshalb sich die hohen Denkerstirnen der Scheinräte in tiefe Falten legen und über allerhand Möglichkeiten sinnen,

den politischen und wirtschaftlichen Dingen die Richtung nach rückwärts zu weisen.

Darin werden sie begreiflicherweise von allen bedruckten Papieren unterstützt, welchen die Rückseite der Menschheit am besten zusagt.

Wer beispielsweise einem Fürsten die Reverenz verweigert, sollte nach ihnen wie ein Suppenspargel behandelt, das heißt, um einen Kopf kürzer gemacht werden.

Auch der politische Massenstreik ist ein Gemüse, in das jene Herren allgütern die Finger stecken. Sie fürchten nur noch das Verbrennen, sind aber drauf und dran, eine Vora-graphensauce zu brauen, die das Gericht ungenießbar machen soll. Sie sind bereit, jedes Gesetz atavistisch zu revidieren.

Es kommt eben, wenn man die Dinge dieser Welt betrachtet, alles auf den Blick an. Ob er nach vorwärts oder nach rückwärts geht. Ob man in sich einen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts oder einen Höhlenbewohner mit Chemisette sieht.

Dieser weiß beispielsweise nichts von einem Vereinsrecht, und das Wahlrecht, die Streikfreiheit und dergleichen Sachen sind ihm ein Säuuel und Greuel. Davon muß der Weg nach hinten freigemacht werden.

Es ist die große Aufgabe aller Rückwärtler, den wirklichen Höhlenbewohnern der Zeitheit ihren Platz am Tische des Lebens zu verbauen und zu berekeln.

Die Sucht zu schwelgen ist bekanntlich besonders stark in den mittellosen Gesellschaftsklassen ausgeprägt. Man ist nicht mehr mit Suppenspargel zufrieden, man will auch die Köpfe.

Gerade aus dem Lande des Spargels, aus Braunschweig, wurde hier kürzlich ein klassisches Beispiel berichtet.

Da hat man aus einem großen Spargelacker einen Hosen für Luftschiffe gemacht. Trotzdem wucherte der Spargel unbekümmert weiter. Der Luftschiffbauverein ließ es geschehen, aber das ledere Volk war sofort auf dem Plat, um hier gratis zu ernten.

Eine geordnete Obrigkeit kann das nicht mit ansehen. Eine geordnete Obrigkeit hat die Pflicht, Schwelgereien zu verhindern; schon Rom ging daran zugrunde.

Darum mußten die proletarischen Feinschmecker zu Paaren getrieben werden. Polizei zu Fuß und Pferde, kriminelle, Nachtwächter und Volkshunde sorgten dafür, daß der gestochene Spargel von Pferdehufen in den Dreck getreten wurde.

Wahr ist es richtig, daß der Spargel dem Besitzer des Feldes im Wege war. Er wollte ihn fortkhoben, sintermalen dies Gemüse sonst zu Pfirschen emporrückt und scharlachrote Beeren trägt. Es trifft zu, daß reiche Nahrungsmittel dem Verderben ausgesetzt waren, trotzdem sie zahlreichen Familien auf Tage den Hunger vertreiben konnten.

Aber das eben geht nicht an.

Aus F. Engels Briefen an Joh. Ph. Becker.

London, 1. April 1880.

Lieber Alter!

Hiermit zeige ich Dir an, daß ich bei der Post eine Postanweisung für Dich auf 4 Pfund, soll sein 100 Franken 80 Cents herausgenommen habe und Dir guten Empfang davon wünsche. Hoffentlich geht es mit Deiner und Deiner Frau Gesundheit besser, nachdem der bißige Winter glücklich vorüber ist. Hier geht's so, Frau Mary ist noch immer nicht, wie sie sein sollte, und auch Mary könnte besser sein, nach dem Winter hat er immer seine schlechteste Zeit, ein Krampfschmerz hindert ihn am Schlafen.

Im übrigen geht's hier wieder her wie Anno 1850. Der Arbeiterverein spaltet sich in allerlei Parteien — die Post, die Nacho — und wir haben Mühe genug, und nicht in dies Getriebe hineinzutreten zu lassen. Lauter Stürme im Glase Wasser, die für die dabei Beteiligten einen teilweise recht guten Einfluß haben mögen, indem sie zu ihrer Fortbildung beitragen, aber für den Gang der Welt ist es ziemlich gleichgültig, ob hundert deutsche Arbeiter hier sich für diese oder jene Seite aussprechen. Wenn sie noch einen Einfluß auf die Engländer ausüben könnten — aber davon ist ja gar keine Rede. Woß in seinem konfusem Latendrang kann keine Ruhe halten, aber auch schließlich nichts fertig bringen; die Leute in Deutschland wollen nun einmal nicht einsehen, daß jetzt der Moment zur Revolution gekommen, weil Woß aus Deutschland hinausgemahrgel ist. Die „Freiheit“ soll mit aller Gewalt das revolutionärste Blatt der Welt werden, aber das bringt man damit nicht fertig, daß man das bloße Wort Revolution in jeder Zeile wiederholt. Glücklicherweise ist es ziemlich Wurst, was in dem Blatt steht und was nicht. Dasselbe gilt von dem Züricher Organ, das heute Revolution predigt, morgen den gewaltsamen Umsturz für das größte Unglück erklärt, einerseits Angst hat, von Woßs großen Worten überholt zu werden, andererseits fürchtet, die Arbeiter möchten seine eigenen großen Worte ernst nehmen. Nun wähle einer zwischen der hohlen Schreierei der „Freiheit“ und der beschränkten Philisterhaftigkeit des „Sozialdemokrat“.

Ich fürchte, unsere Freunde in Deutschland läuschen sich über die Art der Organisation, die unter den jetzigen Umständen aufrecht zu halten ist. Daß die größten Parlamentarismitglieder sich an die Spitze stellen, weil sonst keine Leitung da ist, dagegen habe ich nichts. Aber den strammen Gehorsam, den die alle für diesen Zweck gewählte Parteileitung fordern konnte, können sie nicht fordern und auch nicht durchsetzen. Am wenigsten unter den jetzigen Umständen, ohne Presse, ohne Kassenzusammenkünfte. Je looser die Organisation jetzt dem Anschein nach ist, desto fester ist sie in Wirklichkeit. Statt dessen soll das alte System beibehalten werden, die Parteileitung entscheidet endgültig, obwohl kein Kongress da ist, sie zu kontrollieren (oder nötigenfalls sie abzusetzen) und wer einen von ihnen angreift, der ist ein Keger. Dabei wissen die Wesen selbst, daß unter ihnen auch allerhand unfähige und auch sonst nicht ganz loschere Leute sind, und sie müssen doch sehr beschränkt sein, wenn sie nicht einsehen, daß in ihrem Organ nicht sie das Kommando führen, sondern Höchster vermöge seines Gelds und neben ihm seine Philister Schramm und Bernstein. Meiner Ansicht nach ist die alte Partei samt ihrer früheren Organisation am Ende. Wenn die europäische Bewegung, wie zu erwarten, bald wieder in Gang kommt, dann tritt die große Masse des deutschen Proletariats in sie ein, dann sind die 500 000 Mann von Anno 1878 der gebildete, geschulte Kern dieser Masse, dann wird aber auch die alte aus Laßalleschen Traditionen überkommene „Stammorganisation“ ein Gemütschuh, der zwar einen Wagen aufhalten konnte, aber den man keiner Lastwagen anlegen kann.

Dabei machen die Leute lauter Sachen, die ganz geeignet sind, die Partei zu sprengen. Erstens soll die Partei die alten Agitatoren und Redaktoren fortbauern unterhalten, indem sie eine ganze Menge Zeitungen aufschützt bekommt, in denen gar nichts steht, als was in jedem bürgerlichen Käseblatt zu lesen. Und das sollen die Arbeiter auf die Dauer so mitmachen! Zweitens treten sie im Reichstag und im sächsischen Landtag meist so zahn auf, daß sie sich und die Partei vor der ganzen Welt blamieren, machen der bestehenden Regierung „positive“ Vorschläge, wie sie es besser machen kann in kleinen Detailsfragen usw. Und das sollen die Arbeiter,

Man hat Kaffee- und Kornlager in Brand gesteckt und Reisladungen in's Meer verfenkt — trotz allen Hungers. Der Hunger muß der Welt erhalten bleiben!

Er ist die zähmende Peitsche für alle, die den Weg nach rückwärts nicht mitmachen wollen. Die Welt aber will rückwärts!

Benachteiligt die, die sie regieren.

Also darf das Volk auch keinen Spargel essen.

Was für Gedanken können einem Hungrigen aufsteigen, wenn er womöglich mit Gabel und Messer hantiert und Köpfe abläßelt?!

Denn das ist es ja eben: die Hungrigen verstehen ihn nicht zu essen.

Die Hungrigen haben überhaupt so sonderbare Anschauungen und Gebräuche.

Ein knurrender Magen ist ein ganz verdamntes Ding. Er hat keine eigene Logik.

Deshalb wäre es auch nicht verwunderlich, wenn der zertretene Braunschweiger Spargel trotz seiner Vernichtung rote Peeren treibt.

Bei Wahlen und dergleichen. Van.

Zwei Missetäter.

Von Arkadi Amerikensko.

Den schlafenden Bezirkskommissar Buchostow weckte der Gendarm mit der Mitteilung, die Bauern hätten sechsen zwei Gefangene zum Verhör eingeliefert: Samuel Sechshütter und einen Unbekannten, der sich standhaft weigerte, seinen Namen zu nennen.

Der mitgeführte Bericht des Gemeindeamtes besagte: die zwei Nebeltäter hätten sich der Verletzung der Bestimmungen des Strafgesetzbuchs über die Sicherheit des Leibes und des Lebens schuldig gemacht . . .

Weiter unten erzählte der Schreiber dann schon in menschlicher Sprache, wie ihm der Schnabel gewachsen war, die Verhafteten hätten sich unter aller Kritik benommen: so war Sechshütter in die Behausung des jüdischen Pächters Salmann eingebrungen, hatte alles kurz und klein geschlagen, die Pächtersfrau mit einem Bratspfannenstiel verletzt und deren Sohn ein Ohr abgerissen; ins Gemeindeamt transportiert, hatte er den Besten verprügelt, dem Gendarmen zwei Zähne ausgeschlagen und zu guter Letzt versucht, seine — des Schreibers — verdere Extremitäten zu beschädigen . . . Das abgerissene Ohr und die Gendarmenzähne lagen, in einen Schmutzigen, blutdurchtränkten Lappen gewickelt, dem Bericht über Sechshütters Untaten bei.

die für gefesselt erklärt, die der Polizeiwille mit gebundenen Händen und Füßen überliefert sind, für eine richtige Vertretung ansehen! Drittens die philisterhafte Kleinbürgerei des „Sozialdemokrat“, die sie billigen. In jedem Brief schreiben sie uns, wir sollen ja nur keinen Verzicht glauben, als seien Spaltungen oder Meinungsverschiedenheiten unter der Partei ausgebrochen, aber jeder, der von Deutschland kommt, versichert, die Leute seien ganz irr gemacht durch die Benehmen der Führer und keineswegs damit einverstanden. Das ist auch bei dem Charakter unserer Arbeiter, der sich so famos bewährt, nicht anders möglich. Die deutsche Bewegung hat das Eigene, daß alle Fehler der Führung stets durch die Massen wieder gut gemacht sind, und das wird wohl auch diesmal so sein.

Nun, halt Dich tapfer und laß mal von Dir hören. Vorkheim ist noch ziemlich im alten hilflosen Zustand. Dein F. E.

Kamsgate, 17. August 1880.

Lieber Alter!

Erst heute wird mir Deine Postkarte hierher nachgeschickt, und ich habe sofort eine Postanweisung über zwei Pfund Sterling, also 50 Franken einige Centimes für Dich herausgenommen (und darin meine Londoner Adresse angegeben). Es versteht sich ganz von selbst, daß wir Dich nicht aus dem Hause werfen lassen, während wir uns hier im Seebad neue Gesundheit holen. Du brauchst wegen der paar Groschen gar kein solches Wesen zu machen, dergleichen versteht sich von selbst unter alten Kriegskommoden, die seit 40 Jahren unter derselben Fahne sechten und auf dieselben Signale hören.

Wir sind alle hier, Mary, seine Frau, seine Töchter nebst Männern und Kindern, und der Aufseher thut namentlich Mary gut, ich hoffe, er wird wieder ganz frisch. Seine Frau ist leider seit längerer Zeit leidend, hält sich aber möglichst munter. Ich werde nächste Woche wieder nach London gehen, aber Mary soll so lange hierbleiben wie irgend möglich.

Apropos ich soll Dir noch sagen, daß wegen der Briefe ein großer Irrtum herrscht. Mary hat nie Briefe von Dir aufzuheben gehabt, wohl aber Vorkheim sollte welche von Dir haben und Du hast Mary, noch als Frau Mary bei Dir in Genf war, durch sie auffordern lassen, sie sich von Vorkheim geben zu lassen. Nun aber behauptet Vorkheim, nie welche von Dir erhalten zu haben; so wie die Sache also eigentlich liegt, ist uns hier unverständlich.

Also hoffe ich, daß Du jetzt wenigstens momentan aus dem ärgsten Pech bist und einige Ruhe erhältst. Besten Gruß von uns allen und besonders von Deinem F. Engels.

London, 12. Oktober 1880.

Lieber Alter!

Von Liebknecht höre ich, daß es Dir noch immer an Moneten mangelt, sie aber augenblicklich Dir nicht helfen können. Da trifft es sich gut, daß ich gerade eben eine fünf Pfund Note für Dich zurücklegen im Stande war, die ich mich bereit habe, Dir in eine Postanweisung für Frs. 126.— zu verwandeln und wovon ich guten und baldigen Empfang wünsche, sowie auch, daß es Dir über die ersten Schwierigkeiten soweit weghelfe, bis die Leipziger etwas für Dich thun können. Es ist ihre verfluchte Schuldigkeit, Du bist doch wahrhaftig ebenjenseit ein Opfer des Ausnahmegesetzes wie die brotlos gewordenen Agitatoren in Deutschland.

Liebknecht war hier und hat versprochen, daß die Haltung des Züricher Blattes eine andere und der früheren Haltung der Partei entsprechende werden soll. Wenn das geschieht, so ist das Alles, was wir verlangen.

Lebewohl und halt Dich tapfer

Dein alter F. Engels.

London, 24. Dezember 1880.

Lieber Alter!

In aller Eile die Anzeige, daß ich soeben eine Postanweisung für Dich fünf Pfund Sterling gleich Frs. 126.— herausgenommen habe, die Du hoffentlich erhältst.

Als Liebknecht hier war, machte ich ihm den Vorschlag, daß man Dich bei Verteilung des Unterstützungsfonds so gar nicht berücksichtige, Du seist eben so gut und noch mehr ein Opfer des Sozialistengesetzes wie die vielen Berliner, darunter notorische Lumpen. Jetzt schreibt er mir: Für Becker wird gesorgt. Sieh also zu, daß es geschieht und wenn nicht, und falls Du Dich genirt zu treten, schreib mir zwei Zeilen, ich besorge für Dich. Bester Glück zum neuen Jahr Dein alter F. Engels.

Was den zweiten Verbrecher betraf, so hatte man ihn in den Gemütsfeldern erwischt, wobei er sich nicht auszuweisen vermochte; eine Leibesvisitation förderte eine Bombe, einen Stoß Flugblätter und einen falschen roten Wasenbart zutage.

Buchostow las den Bericht zu Ende, tat einen Pfiff durch die Zähne, kraute sich das Kinn und murmelte:

„So ein Lumpenpad . . .“

Und es war in diesem Augenblick völlig unmöglich, aus seinem Nienensspiel zu schließen, was die Bezeichnung „Lumpenpad“ zu ihm: den Bauern, die ihn aus dem Schlaf gestört hatten, oder Sechshütter, der dem Pächterssohn das Ohr abgerissen, oder dem Unbekannten, der in den Gemütsfeldern sein geheimnisvolles Wesen trieb . . .

Der Kommissar Buchostow öffnete die Tür und rief hinaus:

„Der Reihe nach vorführen!“

Ins Zimmer trat ein hochgewachsener, schwarzhaariger Mensch in kurzen Schafspelz, mit kleinen geschlitzten Kalmüsenaugen. Er trat bis vor den Tisch, machte Halt und heftete den Blick beharrlich auf seine linke, kaffene Stiefelspitze.

Der Kommissar ging entschlossen auf ihn zu, warf seinen Kopf mit einem energischen Ruck unter das Kinn zurück und sagte stutzend:

„Ein nettes Fräulein! Ach, Du . . . Sechshütter, Du! Du sollst von Rechts wegen nicht Sechshütter heißen, sondern . . .“

Buchostow hatte eigentlich die Absicht, etwas sehr Wichtiges zu sagen, das erfens den Namen Sechshütter verdrängen und zweitens eine Rüge seiner Untat enthalten sollte, anstatt dessen sagte er ganz unerwartet hinzu:

„ . . . sondern — Schweinehund!“

Dann ging er auf den Amtstisch über.

Da wirst also beschuldigt, in der Pächterwohnung alles zertrümmert zu haben, dem Sohn des Pächters ein Ohr abgerissen, den Gemeindefürsten verprügelt und dem Gendarmen zwei Zähne ausgeschlagen zu haben. Ist das wahr?!

Der Angeklagte warf dem Kommissar von unten herauf einen Blick zu und antwortete:

„Ja, das ist wahr.“

„Hat man denn schon so etwas erlebt!“ rief Buchostow, die Hände zusammenschlagend. „Jetzt gesteht es der Kerl sogar noch ein! Was hat Dir denn der Pächter getan?“

Der Gefragte betraachtete den Kommissar abermals aufmerksam und erwiderte unbedrückt:

„Ich haue alle Juden, die ich zu fassen krieger.“

„Warum?“

„Sie haben den Heiland gepeinigt und haben keine Achtung vor der Obrigkeit. Ich haue sie hauptsächlich für die Nichtachtung . . .“

122 Regenlaß Par! Road N. W.

London, 28. März 1881.

Lieber Alter!

Ich schide Dir sofort Geld, sobald Du mich durch Angabe Deiner neuen Adresse dazu in den Stand setzt, wie ich ja angeben, und was ich im Précurseur von Adressen finde, scheint mir kaum zur Angabe geeignet, wenn nicht Schwierigkeiten daraus entstehen sollen. Sobald ich Antwort habe, erhältst Du sofort 100 Frs. und ausführliche Antwort von Deinem

F. Engels.

London, 4. April 1881.

Lieber Alter!

Ich schreibe Dir unmittelbar vor Postschluß, weil ich erst jetzt die Anweisung erhalte, vier Pfund Sterling = 100 Fr. 30 Cent., die Dir hoffentlich ohne Verzug ausgezahlt werden. Deine Adresse war mir unentbehrlich, da sie hier auf der Post verlangt wird, sonst gibst keine Anweisungen. Den Liebknecht werde ich wegen der falschen Versprechungen treten, die Leute müssen etwas für Dich tun. Im Übrigen ist erfreulich, daß die Courage sich wieder bei unsen Leuten einstellt, eine Zeilung hatten die Rechten starken Einzug in der Hofe; auch das Blatt macht sich ganz gut. Wiederum hat entschieden Schwein, seine „Freiheit“ piff auf dem letzten Loch, da muß ihr die englische Regierung in der glänzenden Weise unter die Arme greifen. Man begreift solche kolossale Dummheit nicht, aber wir haben halt die Liberalen am Ruder, und die sind jeder Dummheit und Gemeinheit fähig. Sie sind so häufig verfahren, daß sie noch gar nicht einmal wissen, unter welchem Geheiß sie den Post anfragen wollen! Aber Bismarck hatte diesen Coup für seine Sozialisten-Debatte im Reichstag nötig, und da Gladstone, unser Premier, für den abgemurkten Alexander schwärmt, fand die Sache keine Schwierigkeit mehr. Deso mehr wird ihnen schwer werden, einen Kullogock zu machen und noch mehr eine Jury zu fabricieren, die den Post verdonnert.“ Auf diese Weise wird Post wohlfeil ein berühmter Mann, wenn auch nur für kurze Zeit, und Bismarck, wenn er sich auch jetzt ein wenig freut, erleidet doch wieder eine Blamage.

Besten Gruß von Mary und Deinem

F. Engels.

Unschickbar.

Eben wollte die Jury nach Hause gehen. Da kam noch eine Sendung des berühmten Professors Equivivisto. Im Begleitbrief hieß es, er schide noch ein Bild, das seinesgleichen nicht auf Erden habe. In diesem Bilde, hieß es weiter, würden sich die Kermer von den Kunstphilistern scheiden. Denn dieses Bild, so sagte der Professor Equivivisto, habe er mit ganz besonderen von ihm erfindenen Farben ausgeführt. Diese Farben aber hätten die wunderbare Eigenschaft, daß sie nur dem Auge der berufenen Kermer in dem Reich der Künste sichtbar wären. Die Kunstphilister aber sähen nur die nackte Leinwand. Während doch tatsächlich ein gewaltiges Drama der Menschheitsgeschichte auf dem Bilde die Ausführung erlebte, die Herren der Jury dies sofort erkennen würden.

Die Herren von der Jury nickten. Dann packte der Diener das Bild aus.

„Rein, jetzt eine solche Unverschämtheit,“ sagte er, „der schickt den Rahmen mit der nackten Leinwand.“

Und die Herren der Jury lächelten mitleidig über den ahnungslosen Kunstphilister und vertieften sich lange in das aufgehängte Bild des berühmten Professors Equivivisto.

„Wunderbar,“ sagte einer.

„So plastisch ist dies gewaltige Drama der Menschheitsgeschichte noch niemals dargestellt worden,“ sagte ein anderer.

„Und sehen Sie nur die Leuchtfarbe dieser Farben, Herr Kollege,“ sagte wieder einer.

„Ich bin überzeugt,“ sagte der Vorsitzende, „daß dieses Bild den Mittelpunkt unserer Ausstellung bilden wird.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Freilich nur für Kermer.“

Und dann übergab man den Begleitbrief des Professors Equivivisto den Zeitungen.

Als die Ausstellung eröffnet wurde, drängte sich alle Welt um das Bild.

„Nach dem Attentat auf Alexander II. von Rußland sprach Post in seiner „Freiheit“ von den „gloriosen Dynamitbomben, welche bestimmt zu sein scheinen, die Menschheit von allem Uebel zu befreien.“ Trotz Engels Erwartungen hat das Gericht Post zu 16 Monaten Zuchthaus verdonnert.“

„Du . . .“ machte der Kommissar. „Trotzdem hast Du noch lange kein Recht, mir nichts, dir nichts über friedliche Menschen herzufallen!“

„Wie so nicht? Ich sage nur Geduld, sage ich, Ihr Holunken, über kurz oder lang hängt Euch der Herr Gouverneur samt und sonders an den Galsen, und was antwortet mir der Kerl von Pächter darauf? Bah, meint er, was ist mit Dein Gouverneur? Den kann ich mir für drei Rubel kaufen!“

„Das hat er gesagt?“

„Wie ich es sage! Warte nur, sage ich, alter Freund, wenn Deine Rästerworte dem Herrn Kommissar zu Ohren kommen! Und er, der Schweinehund? — er grinst sich eins und sagt: wenn Euer Gouverneur drei Rubel kostet, dann kann ich den ganzen Kommissar für fünfzig Kopelen kaufen. Ah, sage ich, so . . . ?!“

Der Kommissar brach unerwartet in Lachen aus.

„Und da hast Du ohne weiteres dem Jungen das Ohr abgerissen . . . ?“

„Ohne weiteres. Wie es sich gehört! Ich sage mir so: wenn du meine Ehrlosigkeit beleidigst, soll ich da etwa kein Recht haben, deiner Brut die Ohren abzureißen?! Das Recht habe ich! Ohne weiteres!“

„Gahaha! Ach, Du . . . närrischer Kauz! Du fadest also nicht lange, was? Aber höre mal, das Gemeindeamt schreibt doch, Du hättest das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Warum hast Du denn die Pächtersfrau mit der Bratspfanne geschlagen?“

„Sie hat allerlei Bemerkungen gemacht. Euer Wohlgeborener. Über Ihre Gattin . . . was die Tugendhaftigkeit anbelangt . . .“

„Ah so . . .“ lächelte der Kommissar sauer. „Out. Darüber werden wir mal die Pächtersfrau hören. Was bloß schlimm ist, ist das eine, daß Du den Gemeindefürsten verprügelt und dem Gendarmen die Zähne ausgeschlagen hast. War denn das unbedingt nötig?“

„Die haben es recht verdient. Ich sagte zu ihnen: Ihr halt kein Recht, mich einzusperrn, denn ich habe mich ja nur für den Herrn Kommissar eingelegt. Und sie darauf: Für den Kommissar? Das ist auch recht was! Glaubst du etwa, das ist ein großes Tier? So, wie ich es sage: glaubst du etwa, das ist ein großes Tier? Na, das ist denn doch zu bunt! So spricht ihr also von den Vorgesetzten?! Da holte ich eben aus . . .“

„Gahaha, hahaha! Ja, ich sehe Du bist gar nicht dumm . . . Du hast das Herz auf dem rechten Fleck! Wir wollen also Dein Verfahren einstellen . . . Du kannst gehen, Sechshütter. Warte mal! Schnaps trinkst Du doch, was?“

Der Kommissar tranc in seinen Taschen und fischte einen halben Rubel hervor. „Da, zur Stärkung wird es wohl reichen.“

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Herrn Erzberger ins Stammbuch.

Als im Reichstage die Nachschafften der Rüstungsfabrikanten aufgedeckt wurden, war Herr Matthias Erzberger aus Wittenhausen einer der Herrscher im Streite. Mit der ihm angeborenen Entschiedenheit wies er die sozialdemokratischen Kritiker ab, präsidierte er in begeisterten Worten, das Heil, das dem deutschen Volke von den Fabrikanten der Rüstungswaffen erlöste. Wie lebte er vor heiligem Jure über die Schmach, einen Schein einen Schein zu nennen. Und mit ihm fielen die Seinen, das gesamte Zentrum, in den Entschuldigungschorus ein. Matthias hatte wieder einmal das Kapital geteilt.

Jetzt kommt eine Stimme aus Zentrumskreisen, die wortwörtlich das bestätigt, was die Sozialdemokratie über den Rüstungswahnsinn und die Kuppel der Rüstungsindustrie gesagt hat. In einem Artikel „Kriegs- und Rüstungslosten“ der katholisch-sozialen Halbmonatsschrift „Stände-Ordnung“ heißt es:

„Es ist eine himmelfällige Schande, daß nicht mehr Mühe aufgewendet wird, um durch Schiedsgerichte Kriege zu vermeiden und durch diplomatische Verhandlungen internationale Abbrüchungen stufenweise herbeizuführen. So gut man internationale Verträge und Vereinbarungen über die Luftschiffahrt, über Arbeiterschutz und über Auslieferung von Verbrechern schließen kann, so gut könnte man auch über internationale Abbrüchungen verhandeln, wenn der gute Wille vorhanden wäre und nicht Privatinteressen einer kleinen mächtigen Clique dem Wohle der Gesamtheit vorangestellt würden.“

In einem zweiten Artikel wird es als Unsinn bezeichnet, von „Nationen“ zu sprechen, „wo Millionen Menschen der einzelnen Völker einigen wenigen „internationalen“ Kapitalisten zur beliebigen und uneingeschränkten Ausbeutung überantwortet sind“. Für denkende Katholiken werde „der Wortschatz des Patriotismus gewisser Leute immer mehr zu einem unerträglichen, widerlichen Spiel; ihr Durraufen müde einen an, als ob da ein Sammelfurium von Idioten und Kindern schreit: Leute, kommt und seht, wie schön wir das Vaterland verraten“. Wer aber jene Abgeirrten zur Vernunft bringen wolle, dem schreie man das Wort „Staatsfeind“ entgegen.

Auf Herrn Erzberger werden diese leider nur zu wahren Worte keine Wirkung ausüben, denn er weiß bekanntlich alles besser. Aber trotzdem sind sie ihm wie auf den Leib geschrieben.

Juristische Tüfteleien eines Laien.

Die Jurisprudenz hat nichts mit dem gesunden Menschenverstand zu schaffen; sie ist vielmehr ein Handwerk, das erst durch jahrelanges Studium längst vermoderter Rechtslehren erlernt werden kann. Die natürliche Folge ist, daß vielen Urteilen der Geruch altertümlicher Pandekten anhaftet.

Die Staatsanwaltschaft ist die objektivste Behörde der Welt. Nicht das allgemeine Rechtsempfinden, sondern die Staatsanwaltschaft entscheidet daher, ob ein öffentliches Interesse vorliegt, für einen Substanten und vierzehnmal vorbehafteten Gentleman Anklage zu erheben.

Ein Reichstagsabgeordneter darf sich nicht einbilden, mehr zu bedeuten, als die große Masse des Volkes. — Er hat daher auch, wenn gegen ihn öffentlich Verleumdungen ausgesprochen werden, keinerlei Anspruch darauf, daß der Staatsanwalt für ihn als Ankläger auftritt.

Getreu dem alten Grundsatz: Sei untertan der Obrigkeit! hat jeder Mensch sein Leben zu führen. Es ist darum nur recht und billig, daß ein Staatsanwalt die „fortgeschrittenen hartnäckigen, trotzigem Auflehnung der „Abendischen Zeitung“ gegen Sprüche des Gerichts“ als strafverjährbarendes Moment hervorhebt.

Gegen Wahrsprüche der Gerichte soll und darf man sich nicht trotzig auflehnen. Selbst dann nicht, wenn es in einem Urteile heißt, der Angeklagte dürfe zwar einen Substanten als Verführer

Der Kommissar Buchstovost sprang plötzlich auf, stürzte sich über den Fremden, packte ihn bei der Kehle und schrie: „Du... Du... wie heißt Du?“

„Ich? Samelli heißt ich. Speicherknecht bei Tschugrejew... Samelli Sechshüter.“

Der Kommissar stieß Samelli von sich und stürzte brüllend in das Vorzimmer hinaus.

„Ist er weg? Habt Ihr ihn rausgelassen, den Schurken?!“

Samelli aber zog die Brauen hoch, schüttelte den Kopf und sagte, zu dem Herrscherbild im goldenen Rahmen gewandt:

„Da hast du's nun... Trinkt man nichts, geht alles gut; kaum aber trinkt man mal, gleich wird man fidel und reißt dem einen die Ohren, dem anderen die Zähne aus... Wenn das so weitergeht, Sechshüter, werden die Judenjungen bald keine Ohren mehr haben! Kreuzdonnerwetter...!“

(Verechthigte Uebersetzung von W. P. Larzen.)

Kaiser von Neukölln.

O Mensch, was du auch seist, ob Bürgermeister oder König, sprich und versprich recht wenig, damit du nichts bereuist.

Besonders laß von Wahlrechtsdingen die Hand, sonst tu's dir leid, weil du, was feinerzeit du hast gelobt, nicht kannst vollbringen.

So ging es doch sogar schon manchem richtigem Potentaten; nachher besah er sich den Braten — und sieh, er war nicht gar.

Wein Gott, ein Wort ist schnell veraltet, ob man nun König ist, ob man sich wätzt im Witz, ob man als Bürgermeister waltet.

Und obendrein, du weißt: Was sich ein König wohl kann leisten, darf sich ein Kaiser nicht erdreisten, der doch man bloß so heißt.

Genug! wer traut wohl noch dem eitlen Wahrspruch, der längst verdorrt:

„An einem Kaiserwort soll man nicht drehen und nicht deuteln.“

Franz.

diese kolossalen Stahlmassen anscheinend so leicht und mühelos trägt. Aber es fällt ihnen nicht auf, daß die Völker geduldiger noch als das Wasser sind, sintermalen dieses nur Schiffe, jene aber neben den Schiffen auch noch die Landtruppen tragen müssen.

Und außer diesen das, was an militärischen Flugzeugen und Ballons in der Luft schwebt! Auch die Völker sind in gewissem Sinne Luft. Für den Vampyr nämlich.

Es rührt ihn nicht sehr, was nörgelnde Seelen gegen ihn vorbringen. Er ist von selbstbewußter Unbesümmtheit und frei von wirtschaftlichen, politischen, ethischen Bedenken. Nichts liegt ihm ferner als Selbstkritik. Diese und das Gewissen sind zivile Einrichtungen.

Alle Versuche, ihm von dieser Richtung her beizukommen, scheitern an der gepanzerten Stirn des Vampyr, der die Kultur-nationen beschützt, indem er die Kultur ignoriert.

Als beste Aussicht erscheint gegenwärtig die Technik, die militärische Technik, die in brennendem Ehrgeiz und schlaflosen Nächten an der Vervollkommnung aller Rüstungswaffen arbeitet und sich dabei sogar selber überspringt. Denn es ist dem Vampyr trotz des besten Willens unmöglich, der Theorie im gleichen Tempo zu folgen.

Mit den Dreadnoughts ist man, wie der englische Admiral Scott bewiesen hat, so gut wie fertig. Im Frieden sind sie überflüssig und im Kriege taugen sie nichts. Dagegen ist die „ungeheure Flotte“ der Unterseeboote, Torpedos und Luftfahrzeuge, die derselbe Ritter Scott fordert, noch nicht fertig. Schließlich will das alles erst zusammengesetzt und gelötet sein. Und wenn es so weit ist, ist die Technik noch weiter. Woraus vorsichtige Leute die Anregung schöpfen könnten, dann doch erst einmal zu warten, bis die militärische Technik jenen Gipfel erklimmen hat, von dem aus es nicht mehr „höher run“ geht.

Es sieht nämlich fast so aus, als seien wir diesem Ziele nahe. Ein italienischer Ingenieur erprobt zurzeit ein System, das geeignet sein soll, von Italien aus Kriegsschiffe in die Luft zu sprengen, die sich am andern Ufer der Adria befinden.

Dies ist eine Ausficht.

Denn bedenkt, liebe Christen: Man schießt elektrische Wellen in die Lüfte, ohne das Ziel zu sehen. Wo sie auf eine Pulverkammer oder andere explosive Stoffe stoßen, gibt's einen Knall — und die ganze Munition ist auf einen Puff verschossen. Was zweifellos eine Vereinfachung der Kriegführung bedeutet.

Die Sache wird aber erst segensreich über alle Maßen und noch viel, viel einfacher, sobald jene Erfindung internationales Eigentum geworden ist. (Daß sie es wird, dafür wird die Toleranz des Kapitals schon sorgen.)

Dann braucht überhaupt keine Nation mehr „ins Feld zu rücken“. Man stellt jene Apparate an den Grenzen auf und drückt auf einen Knopf.

Der Feind tut daselbe.

Und im Rücken beider fährt alles Pulver und Dynamit zum Himmel.

Die Feuerwaffen also wären schon ausgeschaltet, was eine hübsche Ersparnis bedeuten würde.

Soll nun wieder der Krieg Mann gegen Mann beginnen? Mit Säbel, Bajonett und Hiebstock?

Keine Sorge. Die Entwicklung geht nicht rückwärts. Warum sollte das System der elektrischen Wellen bei seinen ersten Erfolgen stehenbleiben? Deshalb z. B. sollte es nicht dahin gelangen, aus einem Hosentaste tödliche Wirkungen zu holen?

Gewiß: Hosentaste gehören an sich nicht zu den explosiven Stoffen. Aber wie der Blitz in einen beliebigen Gegenstand fährt, so könnten doch auch jene Wellen möglicherweise entsprechend abgerichtet werden.

Darüber mögen die militärischen Techniker nachdenken.

Jedenfalls: dann wären wir endlich so weit, wie wir kommen müssen.

Auf jeden Fingerdruck ein lautes Armeekorps.

Auf jeden Apparat eine menschenleere Provinz.

Keine Rekruten mehr.

Keine Steuerzahler mehr.

Keine Liberalen, die dem Vampyr das Budget bewilligen.

Ja, dies wäre das Vergnügen.

Oder meint ihr, daß der Vampyr dann kapitalisieren würde?

Mit nichten. Er würde zunächst erst einmal Uniformen aus Porzellan fordern.

Pan

„Was Sie nicht sagen! Zum ersten Male höre ich, daß dieser Herr auch Parteimitglied ist! Der hat Sie dann wohl gleichfalls angeklagt, auf Mord und Totschlag auszugehen?“

„Ein Totschlag war es ja gar nicht! Ich wollte ihnen bloß einen Schreck einjagen.“

„Gewiß, gewiß! Man wirft so ein Ding einem Menschen vor die Füße, und die Folgen sind ein kleiner Schreck, eine flüchtige Nervenschütterung...“

„Hahaha! Deshalb sieht wohl Ihr Programm, wenn ich nicht irre, auch Nächstenliebe und Großmut vor? Ah? Warum antworten Sie nicht?“

Der Unbekannte trat von einem Bein auf das andere und murmelte schließlich: „Ich war besoffen!“

„Wa-a-as?!“

„Besoffen. Und sie — dreißig Kopelen wollten sie für das Heu. Ist denn das erhört?“

„Wer will dreißig Kopelen? Für wessen Heu?“

„Für ihre Heu. Ich sage zu ihnen: das ist ja nachgerade gottlos, so was zu verlangen! Das ist uns ganz schnuppe, antworten sie darauf, gottlos hin, gottlos her, aber bevor du nicht zahlst, geben wir den Bahjta nicht frei.“

„Ich verstehe kein einziges Wort! Welchen Bahjta denn?“

„Den Tschugrejewischen, den ich ritt. Und da bin ich eben während geworden! Ah, sage ich, ihr Kaufleute, ihr miserablen...“

„Kein Heben soll von euch übrig bleiben...“

„Halt, halt, mein Vetter! Ich verstehe nicht... zu wem hast Du das gesagt?“

„Zum Pächter.“

„Ja, was hat denn das mit Bomben zu tun?“

„Mit Bomben hat das nichts zu tun.“

„Ja, was redest Du mir denn da von einem Pächter vor?! Wo hast Du die Bombe hergenommen, will ich wissen?“

„Ich habe keine genommen, Euer Wohlgeboren. Was soll ich denn damit... ich brauche kein fremdes Gut.“

Der Kommissar wurde dunkelrot.

„Wer bist Du denn, zum Teufel noch einmal?!“

„Ich sage doch — bei Tschugrejew in Diensten. Dreißig Kopelen, sagen sie, mußt du zahlen. Wa-as? Dreißig Kopelen?! Wo steht denn das geschrieben, daß man für fauliges Heu dreißig Kopelen zahlt?! Und da ging es eben los.“

„Was ging los?“

„Was will man denn von einem Betrunknen, Euer Wohlgeboren? So was gibt's doch nicht!“

„Kein, Freund, so kommt Du um die Sache nicht herum! Du glaubst wohl, Du kannst Dich hier verstecken... als dumm aufspielen...!“

„Dumm war ich auch! Reicht denn ein vernünftiger Mensch den Judenjungen die Ohren ab? Bloß in der Besoffenheit...“

„Herrlich!“ sagten sie. „Das wird man nie vergessen.“

„So habe ich diesen gewaltigen Stoff der Menschheitsgeschichte noch nie dargestellt gesehen.“

„Fast blind machen einen diese leuchtenden Farben!“

„Man muß sich freilich hinein vertiefen, um die ganze Größe zu erkennen.“

So ging die Rede hin und her. Und manche weinten vor Rührung. Und die Kritiker standen bis zum Dämmer vor dem wunderbaren Bild.

Am anderen Tage aber stand es in allen Zeitungen: „Das Bild des Professors Equivivito ist eine Lat, ist ein Markstein in der Geschichte der Malerei. Denn ganz abgesehen von dem gewaltigen Stoffe, den es behandelt...“

Das wunderbarste aber war, daß kein Mensch von einer nackten Leinwand sprach. Dem hohen Protoktor der Ausstellung ward dies mitgeteilt.

„Königliche Hoheit, welche ein Zeichen für das alles umfassende Kunstverständnis in Ihrem Lande!“

Da wollte der Protoktor, der ein aufrechter Mann war, das Bild selber sehen. Man führte ihn durch die Säle.

„Was hängt denn da für ein nackter Leinwandbengel?“ sagte er. Und es war eine große Bestürzung unter der Jury. Der Protoktor also der einzige, der... Es war nicht auszubedenken. Und nach der Besichtigung nahm der Oberzeremonienmeister allen Herren insgeheim den Eid ab, die Blamose des Protoktors nicht bekanntzugeben. Dieser aber schweig.

Und als er feierlich die von der Jury festgesetzten Preise austeilte, sagte er:

„Und vor allem freut es mich, Herr Professor von Equivivito, daß ich Ihnen für Ihr wunderbares Bild die goldene Medaille übergeben kann.“

Und er streckte ihm die leere Hand hin. Der Professor tat erstaunt.

„Ach so,“ sagte der Protoktor, „das habe ich vergessen. Herr von Equivivito: Auch meinem Juwelier ist es bei dieser Medaille gelungen, sie aus einem solchen Stoffe herzustellen, daß sie nur für Leute, welche niemals lügen, sichtbar ist.“

„O, jetzt sehe ich sie,“ sagte der Professor.

„O,“ sagten alle Umstehenden, „was für eine herrliche Medaille...“

Und dann wurde das Bild ins Nationalmuseum gehängt und der Orden an die Brust des berühmten Professors.

Und dort hängen sie noch heute. Fritz Müller.

Der Vampyr.

Jedermann kennt ihn, den Vampyr Militarismus.

Aus einem kleinen Hauttier hat er sich zum riesenhaften Ungeheuer entwickelt und hoßt nun mit geschwelltem Leibe und ausgestreckten Taten auf den stöhnenden Völkern. Auf den Kulturvölkern vor allem, die sich auch darum so nennen, weil sie das Beste so schön fett gemästet haben, was unkultivierte Völker nicht fertigbringen. Unzählige Hirne stehen in seinem Dienst, von den Leibern, die ihm fronden, nicht zu reden. Alle sind darauf aus, den Vampyr noch fetter zu machen, noch bissiger — zwei Eigenschaften, die sich sonst zuweilen gegenseitig beeinträchtigen, aber bei unserem Ungeheuer in schöner Harmonie gedeihen.

Es gibt eine ganze Menge Leute, die sein Gewicht als drückende Last empfinden, die ihm die Krallen beschneiden und ihn für längere Zeit oder immer auf Magerkost setzen möchten. Und es gibt andere, die unter dem Alp kaum noch japsen können und doch mit erschreckender Stimme rufen: Hurra, hurra!

Diese nennt man vaterländische Idealisten, weil sie die Idee haben, der Glanz und die Größe des Vaterlandes seien abhängig vom Glanz der Knöpfe und der Größe der Dreadnoughts.

Wenn sie einen Kanonenschuß hören, dann erheitert ihr Herz vor Wonne bei der Vorstellung, wie eine Granate im Ernstfall wirken würde. Sie möchten nicht gerade ihre eigenen, aber doch die Gliedmaßen des Feindes in der Luft herumspringen sehen. Und weil so ein Schuß unter Umständen Tausende von Karb kofet, sind sie von heiligen Schanern durchwühlt und bedauern höchstens im Stillen, daß so eine Menge Geld ohne greifbare Resultate verpulvert wird.

Sie schauen sich Paraden an, schluden Staub, riechen Leder und Schweiß, lassen sich begeistert auf die Hübnereugen treten und erfahren auf diese Weise eine jeiliche Bereicherung, die sie kleinen Opfern geneigt macht. Wenn sie am Rieker Hafen oder auf der Wale von Swinemünde die Panzerkreuzer an sich vorüberziehen lassen, sind sie erstaunt über das geduldige Wasser, das

„Ich danke auch. Und dann möchte ich Euer Wohlgeboren bitten, ob Sie nicht vielleicht ein Paar abgelegte Stiefel hätten? Die meinigen sind ganz und gar zerrissen...“

„Gut, meinewegen... Weil Du ein so fideles Haus bist! Ich will Dir ein Paar von meinen geben, die ich nur zwei Monate getragen habe. Du hast ihr also glattweg eins mit der Strapazanne verfehlt?“

„Na, warum denn nicht? Ich dreibe einfach drauf los... Anders kann man mit denen nicht fertig werden.“

Der Kommissar trat aus der Kanzlei in das Schlafzimmer und lam nach einigen Augenblicken mit den Stiefeln wieder.

„Da,“ sagte er. „Die kannst Du nehmen. Und nun geh, Freund. Gott mit Dir!“

„Euer Wohlgeboren! Vielleicht hätten Sie auch irgendeinen alten Mantel?“

„Genug, genug... nun zieh schon ab! Alles mit Raketen! Se, Parfen, laß ihn hinaus... mag er gehen... Und bring mir mal den anderen her. Adieu, Dreihüter! Also „großes Tier“ haben sie gesagt? Hahaha!“

Der Warden führte den zweiten Gefangenen herein, versetzte ihm der Ordnung halber einen Rippenstoß und stampfte hinaus.

„Ah, edler Falke, Du! Da bist Du also in den Wälfen umhergeschwehrt und schließlich dennoch ins Garn gegangen?!... Von Deiner Sorte habe ich lange keinen mehr hiergehabt... Was machst das Erfurter Programm?“

Vor dem Kommissar stand ein vierfährdiger, fiernadiger Mann, eine alte, zerrissene Reitmütze in der Hand und lauschte gesenkten Blickes... „Von Ihrem Gewerbe brauchen wir wohl nicht weiter zu reden: Libbit, Melinit, Nitroglycerin und Lunten, nicht wahr?“

Dann aber ging der Kommissar auf einen anderen Ton über und fragte, dem Unbekannten scharf ins Gesicht sehend, trocken: „Komplizen —?“

„Kein,“ antwortete der Fremde leise.

„Na, selbstverständlich. Habe ich mir gleich gedacht. Ja, Herr Umstürzler, da Sie also anscheinend ein Vogel von der roten Sorte sind, so werden wir beide wohl mal in die Stadt fahren müssen, ah?“

„Da komme ich ja her.“

„So, so. Welcher Wind hat Sie denn, wenn ich fragen darf, in die Einjuhinschen Gemütsfelder geweht?“

„Ich habe nichts mit Gemütsfeldern zu schaffen. Ich ritt in der Richtung auf Vorkino, Euer Wohlgeboren!“

„Natürlich! So daß der Gemeindefeldste und der Schreiber und die Bauern Sie kurzweg fälschlich beschuldigt hätten? Armer Mensch, Sie!“

„Der Teufel hat mich da hinein verwickelt...“

...igen und notorischen Zuhälter ansprechen und aber Beliebigkeit nicht „Der beleidigte Zuhälter Hauptmann“ nennen. Denn für jeden gesunden Menschen ist doch sonnenklar, daß im Gegensatz zu den ersten Schmeicheleien im letzten Ausdruck die Absicht der Beleidigung liegt.

Die fehlenden Kleestengel.

Einer unglaublichen Gefahr ist die preussische Monarchie dank der Aufmerksamkeit eines Heraldikers glücklich entronnen. Es ist fast nicht anzuprehen: am Hofe des Königs von Preußen gibt es heraldisch falsche Wappen. Da zählen die Steuerzahler freudig und gern jahraus, jahrein viele Tausende für die Erhaltung des Heroldsamtes, und der Schlusseffekt ist: am Hofe des Königs von Preußen gibt es heraldisch falsche Wappen. Wenn auf der Straße ein Hoflakai mit dem typischen Lokaiengesicht erschien, würde er von jung und alt gerad wie ein Wunderkind angesehen. Keinem Menschen war bisher aufgefallen, daß es trotz aller Würde gar kein richtiggehender Hoflakai war, ihm fehlten in den silbernen Tressen im preussischen Adler die wichtigsten Attribute preussischen Glanzes: der Namenszug F. R. und die goldenen Kleestengel in den Flügeln.

Die Wirkung dieser schweren Unterlassungssünde war geradezu erschütternd. Der Hofnachrichten-Redakteur des liberalen „Berliner Tageblatts“ hatte von der Sache Wind gekriegt. Scheunicht warf er sich in den vorchriftsmäßigen Besuchszug und ahmte das Beispiel seines Chefkollegen Theodor Wolff nach. Ebenso wie der dem russischen Ministerpräsidenten die Würmer aus der Nase zog, interviewte der Hofnachrichten-Redakteur das Heroldsammt und das Oberhofmarschallamt. Tränenden Auges mußte er dann im „Tageblatt“ feststellen, daß auch der Kaiser, der selbst ein ausgezeichnete Heraldiker ist, im Drange der Regierungsvorgänge den Fehler in dem Adler der silbernen Tressen noch nicht bemerkt hat.

Für alle Patrioten fragen wir: Wie lange noch soll dieser Fleck auf der Sonne preussischen Glanzes haften?

Kunstgeschmack und Wurst.

Der völlig unbegründete Wahn, als ob die dynastischen Herrschaften in Deutschland zu irgendwelchem künstlerischen Geschmack verpflichtet wären, schreit in der bürgerlichen Presse nicht sterben zu können. Er hat die Siegesallee und die sonstigen künstlerischen Offenbarungen Wilhelm's II. überlebt; auch die bekannten Theaterneigungen des Kronprinzen haben ihn nicht dahinraffen können und so darf man ihn am Ende als unausrottblar bezeichnen — unausrottblar wie die bürgerliche Anechteligkeit, von der er nur ein besonderes Symptom ist.

Wir begegneten ihm zuletzt, als vor einiger Zeit ein bayerischer Schlächter seinem angestammten Landesherren mit allerhand Viktualien unter die Augen gegangen war. Es gab da unter anderem ein aus Knackwürsten wirkungsvoll zusammengestelltes 2 und eine große Sülze mit dem bayerischen Wappen reliefartig aus Wurst gefertigt. Selbstverständlich wurde, das ledere Kunstwerk von den hohen Herrschaften nicht ironisiert, sondern mit einem halbboosen Schreiben angenommen und darüber schien unser gute alte unausrottblar Wahn ganz geknickt zu sein. Wir versuchten ihn durch den Hinweis aufzurichten, daß in der Geschichte der deutschen Fürstenhäuser zwar viel Schandhaftes nach den Werten der geliebten Untertanen, aber durchaus keine nach ihren künstlerischen Leistungen vorhanden sei, aber der historische Trost versagte nicht. Der gute alte Wahn war traurig und fand die Sache bedenklich.

Gewisse Bedenken vermögen freilich auch wir nicht ganz zu unterdrücken, nur daß sie selbstverständlich mit der Sorge um das öffentliche Seelenheil der hohen Herrschaften nichts zu tun haben. Das fürstliche Verständnis für Knackwürste und Sülze begreifen wir ganz im Gegenteil ausgezeichnet. Es scheint uns aber in diesem neuen Material der Kunst eine revolutionäre Möglichkeit zu liegen, die bisher übersehen worden ist.

Könnte man sich nicht denken, daß irgend ein heimlicher Demokrat seinem allergnädigsten Landesherren auf diese einschmeichelnde Art sagen wollte, daß Namenszug, Wappen und Krone ihm Wurst seien?

Bei all dem Gist, das notorisch in Demokratenselen wohnt, möchten wir das keineswegs für ausgeschlossen halten und glauben uns durch diesen Hinweis ein patriotisches Verdienst erworben zu haben.

Aus aller Welt.

Explosionskatastrophe in einer Spinnerei.

In Palma auf der spanischen Insel Mallorca explodierte in einer großen Spinnerei ein Kessel. In dem Augenblick, als die Arbeiter in die Fabrikräume traten, stürzte infolge der Explosion ein Teil des Gewölbes zusammen und begrub sämtliche Arbeiter unter den Trümmern. Zur Bergung der Verschütteten wurde eine Abteilung Truppen herbeigerufen. 17 Leichen und 17 Schwerverwundete konnten bis jetzt geborgen werden. Man befürchtet, daß die übrigen Arbeiter sämtlich ihren Tod fanden.

Wassers Dauerflugrekord gebrochen.

Der Flieger Werner Landmann, der bekanntlich am Donnerstag das Reich hatte, durch einen Gewittersturm seine Bemühungen um einen Dauerflugrekord aufgeben und vorzeitig bei Liegnitz landen zu müssen, hat am Sonntag nun doch noch sein Ziel

erreicht. Durch einen Flug um Flugplatz in Johannisthal, der vom Sonnabend abend bis zum Sonntag nachmittag dauerte, hat Landmann den Dauerrekord an sich gebracht und dabei eine Zeit vorgelegt, die, namentlich im Ausland, zu überbieten nicht ganz einfach sein dürfte. Landmann hat nicht weniger als 21 Stunden 49 Minuten durchfliegen und in dieser Zeit ca. 1900 Kilometer in der Luft zurückgelegt. Diese Strecke in gerader Linie entspricht ungefähr der Entfernung Berlin-Madrid.

Damit ist es Landmann gelungen, dem Flieger Basser die Palme des Dauerweltrekords, die dieser nur drei Tage besessen hatte, schnell wieder zu entreißen. Basser hatte erst am Donnerstag dem spanischen Flieger Boulet den Dauerrekord durch einen Flug von 18 Stunden 11 Minuten abgenommen und um fast 1% Stunden verbessert.

Zur Verhaftung des Hauptmanns Braun.

Da die Chemnitzer bürgerliche Presse es nicht wagt, selbständig Berichte über militärische Vorkommnisse zu bringen, hat sie zum Teil mit den Truppenteilen der Garnison ein Abkommen getroffen, nach welchem die Blätter bei Bedarf die Berichte „redigiert“ von der Regimentsadjutantur geliefert bekommen. Die Chemnitzer „Allgemeine Zeitung“ hat es nun offenbar für nötig gefunden, sich bei dem Regiment über den Fall Braun Instruktion zu holen. Das Blatt bemüht sich nun ängstlich, festzustellen, daß die peinliche, großes Aufsehen erregende Angelegenheit weder mit der Erzherzoglichkeit des Verhafteten im Nadelnhaus, noch auch mit seiner Tätigkeit als Feldhauptmann der heranwachsenden Chemnitzer männlichen Bürgerjugend zusammenhängt. Außerdem jagte die Zeitung noch, daß der Hauptmann sehr gut qualifiziert war. Wie steht es dann aber, möchten wir fragen, mit dem Fall des Fähnrichs desselben Hauptmanns, der jetzt den Leutnantskragen trägt und dem man an diesen Kragen will, weil er die Nachstellungen seines eigenen Kampagniechefs nicht beiseiten gemeldet und stattdessen beinahe zum Revolver gegriffen und sein Heil in einem Sanatorium gesucht hat? Ist das auch ein „einzelner Fall“ des Feldhauptmanns mit der ausgezeichneten Qualifikation?

Zum Elbinger Bankrott.

Im Konkurs der Elbinger Vereinsbank, eine Genossenschaft mit beschränkter Haftung, werden die Mitglieder — in der Hauptsache Geschäftsleute, Handwerker und kleine Besitzer — 1 1/2 Millionen Mark verlieren. Der Reservefonds, die Geschäftsanteile, die Kassakonten der Mitglieder und ein Teil der Spareinlagen sind zum Teufel. Wie gewirtschaftet wurde, geht daraus hervor, daß die kleine Schenksche Schiffswerft in Elbing, der nach den Bestimmungen der Bank ein Kredit von höchstens 100 000 M. hätte eingeräumt werden dürfen, der Bank jetzt 780 000 M. schuldet. Der Bankdirektor Hein wurde verhaftet; er soll Schmiergelder genommen und Bücher gefälscht haben. Auch der Mitinhaber der Schenkschen Werft, Kaufmann Siede, wurde verhaftet. Er wird der Anstiftung zur Untreue beschuldigt. Die Schenksche Werft befindet sich ebenfalls im Konkurs und viele andere Elbinger Geschäftsleute werden folgen, sobald mit dem Einziehen der Kassakonten begonnen wird. — Aufsehen erregt auch, daß in dem Kassenlokal der verfallenen Bank die Ostbank sofort eine Filiale aufmachte und sämtliches Inventar übernahm. Gegen den Justizrat und Stadtvorordnetenvorsteher Diegner, der als Aufsichtsrat der Vereinsbank fungierend war, werden deshalb die schärfsten Vorwürfe erhoben.

Kleine Notizen.

Ein vornehmer Oyster des Schnapstentfels. In einem Pariser Hotel verstarb unter verdächtigen Umständen eine reiche junge Amerikanerin, Mrs. Stewart-Vobill, die erst am Tage vorher geheiratet hatte. Die genaue Untersuchung hat nun ergeben, daß die Dame eines natürlichen Todes gestorben ist. Sie hatte vor dem Schlafengehen neun Glas Whisky zu sich genommen und erlag dann im Schlaf einem Erstickungsanfall. Die Leberwahrung des Gatten der Verstorbenen, gegen den ursprünglich ein gewisser Verdacht schwebte, ist sofort aufgehoben worden.

Der Epprechzug Paris-Nailland entgleist. Der Epprechzug Paris-Nailland ist am Sonnabendnachmittag kurz nach dem Passieren des Bahnhofes Bebech aus den Schienen gesprungen. Ein Wagen stürzte um und zerstückte den Schienenstrang. Glücklicherweise sind bei dem Unfall keine Menschenleben zu beklagen. Das Unglück ist auf die furchtbaren Stürme und Regengüsse der letzten Zeit zurückzuführen, durch die die Schienenschwellen unterwaschen wurden.

Die vorjährige internationale Kaufmannsausstellung in Leipzig schließt, wie nunmehr feststeht, mit einem Defizit von 553 000 Mark ab.

Verhaftung eines spanischen Schachschwindlers. In Barcelona wurde ein Abender der bekannten spanischen Erbschaftsschwindelbriefe festgenommen. Es soll ein Deutscher namens Ignaz Thomas Polle sein, in dessen Besitz sich 60 000 Adressen befanden. Abblinder Fliegerunfall. Auf dem belgischen Flugplatz Wortelange stürzte der Flieger Liederl aus einer Höhe von 500 Meter ab. Auf dem Transport ins Krankenhaus starb er infolge der erlittenen Verletzungen.

Spiel und Sport.

Die Arbeiterturner und -sportler auf der Schillerwiese.

Der gestrige Sonntag brachte verschiedene große Sportveranstaltungen. In dem für die Arbeitersportler gesperrten Stadion traten die „Kanonen“ der staatlich konzessionierten Turner und Sportler auf und alles Publikum hatte der Entscheidung, ob wohl Lehmann oder Wicker oder andere Sportgrößen als erste das Zielband durchzuziehen würden. Von Wien aus hatten sich bereits am Sonnabend etwa 100 Rennfahrer zu der großen 23-30stündigen Fernfahrt Wien-Berlin auf die Reise gemacht, die weiter

nichts ist als eine große Reklamefahrt für die Fahrrad- und Summifabriken und auch von diesen bezahlt wird. Hier war die große Frage: Hat Brennabor sich die besten Fahrer gesichert oder Diamant oder Wörde?

Auf weit höherem und idealerem Niveau stand das große Spiel- und Sportfest des 1. Bezirks des Arbeiter-Turner- und Sportvereins „Fichte“ das Hauptkontingent stellt. Betreu dem Prinzip, das ganze Volk gesundheitslich zu kräftigen, konnten hier alle Mitglieder ihr Können zeigen. Und der Schillerpark war auch der geeignete Ort, der sehr gut das den Arbeitern nicht zur Verfügung stehende Stadion ersetzen konnte. Die eine gute Ueberricht über den ganzen Platz gewährenden Terrassen waren schon dicht besetzt, als die 1500 Turner und Turnerinnen in ihrer lustigen Sportkleidung, unter Vorantritt einer Musikkapelle, im imposanten Heitzuge sich dem Platz näherten. Als dann die langen Reihen aufmarschierten, waren auch bald die Parkwege von einer dichten Menschenmenge besetzt. Vor den Augen der Zuschauer entrollte sich nun ein prächtiges Bild: Immer neue Schwere weißgeliebeter Sportler marschierten in langen Reihen auf dem gutgepflegten Rasen auf und führten als Einleitung kraftvolle und körperbildende Paradenübungen auf, die durch die Gesamtwirkung ein imponantes Bild boten. Dann löste sich auf ein Zeichen dieses Massenbild auf und die beliebten Staffettenläufe in der Gasse kamen an die Reihe. Diese Läufe boten besonders von den hohen Terrassen ein packendes Bild und zeigten, daß die Arbeiterturner schon eine recht gute Lautechnik beherrschen. Bei den Männern gab es einen scharfen Kampf zwischen der 2., 3. und 17. Abteilung „Fichte“, den schließlich die 3. Abteilung für sich entscheiden konnte. Bei den Sportvereinen bedrückte Friedrichshain scharf den V. V., ohne jedoch letzterem den Sieg streitig machen zu können. Die Läufe der Turnerinnen erweckten, wie immer, besonders Interesse; die 1. Abteilung konnte der 5. Abteilung mit Erfolg den Sieg streitig machen. Zwischenwisch hatte Tauziehen der „Fichte“ abteilungen gegeneinander stattgefunden und dann folgten die Wettspiele in Basketball, Fußball, Rastball usw., die wieder den ganzen Platz in Anspruch nahmen. Nur die Turnerinnen hätten sich bei den Gesellschaftsspielen noch etwas mehr betätigen können, wogu auf dem großen Platz sehr gute Gelegenheit war.

Mit ganz besonderer Spannung wurde den Wettläufen über 1000 Meter und den Olympischen Stafetten entgegengesehen. Gebert, 6. Abt., gewann die 1000 Meter sicher, mit gutem Vorsprung, während bei den olympischen Stafetten nochmals ein harter Wettstreit stattfand. Die 3. Abt. ging schließlich als beste durchs Ziel. Bei den Resultaten ist zu beachten, daß durch einen Irrtum bei Abmessung der Kreislaufbahn die Laufstrecke nur eine Länge von 357 Metern statt 400 Meter hatte, so daß bei den 1000 Metern, nur 843 Meter, bei den olympischen Stafetten nur 1348 Meter statt 1600 Meter gelaufen wurden. — Nach einer zündenden Ansprache des Vorsitzenden ging es in geschlossenem Zuge unter Begleitung Tausender von Zuschauern wieder zum Seebad Reinickendorf zurück, und die eindrucksvolle Kundgebung der Berliner Arbeiterturner hatte ihr Ende erreicht. An Zuschauern mögen 12 000 bis 15 000 anwesend gewesen sein.

Hauptresultate: Staffettenläufe (1000 Meter) der Männer: 1. Fichte 3, in 2 Min. 6 1/2 Sek., 2. 17. Abt., in 2 Min. 7 1/2 Sek. — **Sportvereine:** 1. V. f. V., in 2 Min. 14 Sek. — **Frauen:** 1. Fr. Abt. in 2 Min. 41 1/2 Sek., 2. 5. Fr. Abt., in 2 Min. 48 1/2 Sek. — **843-Meter-Lauf:** 1. Gebert, 6. M. Abt., in 2 Min. 31 1/2 Sek. — **Olympische Stafette (irrtümlich nur 1348 Meter):** Turner: 1. 3. M. Abt., in 3 Min. 19 1/2 Sek., 2. 8. M. Abt., in 3 Min. 21 1/2 Sek. — **Sportvereine:** 1. V. f. V., in 3 Min. 27 1/2 Sek.

Fußball.

V. f. V. I. Mannschaft gegen V. f. V. II. Mannschaft 5:2; Brinowa I gegen V. f. V. I 0:2; II. Mannschaften 0:2; III. Mannschaften 2:1; Jugendmannschaften 3:5. Klüftig-Vorwärts I gegen Südborn I 6:5; II. Mannschaften 2:7.

Rastball.

Baidmannslust gegen Wittenau 68:56, II. Mannschaften 44:57; V. f. V. gegen Vorwärts I 83:68.

Rastball.

Baidmannslust gegen Wittenau 3:6.



Fordern Sie

Engel-Marke

wenn Sie Flaschenbier kaufen, dann erhalten Sie das gewünschte „Engelhardt“ „Caramel-Bier“ alkoholfrei, pasteurisiert

Zweiter Wahlkreis.

Dienstag, den 30. Juni 1914, abends 8 1/2 Uhr, im großen Saale der Berliner Gokbrauerei, Fidicinstraße:

Öffentliche Volks-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Denkmalschutz und Klassenjustiz. Referent: Dr. Rudolf Breitscheid.
2. Diskussion.

Der Einberufer: Heinrich Schröder, Berlin, Vogelbergstraße 53/54.

Verband der Schneider, Filiale Berlin.

Sebastianstraße 37-38. — Telefon Amt Moritzplatz 9737.

Achtung!

Kolleginnen und Kollegen der Knaben-Konfektion!

Montag, den 29. Juni, abends 8 1/2 Uhr, bei Siegel, Gr. Frankfurter Str. 30

Öffentliche Versammlung.

Tagesordnung: 1. Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Knaben-Konfektion und ist eine Milderung möglich? Referent: Kollege Börstel. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Wir bitten, für vollständigen Besuch dieser Versammlung Sorge zu tragen. Die Kommission.

